

Guido Graf und Martin Schreiner (Hrsg.)

Eine Uni – ein Buch: Das zweite Buch!



Guido Graf und Martin Schreiner (Hrsg.)

Eine Uni – ein Buch: Das zweite Buch!

Guido Graf und Martin Schreiner (Hrsg.)

Eine Uni – ein Buch: Das zweite Buch!

UV Universitätsverlag
Hildesheim
Hildesheim
2018

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISO 9706

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Redaktion, Umschlaggestaltung und Satz: Isaias Witkowski
Herstellung: rauer-digital druck und medien, 31167 Bockenem
Printed in Germany

© Universitätsverlag Hildesheim, Hildesheim 2018
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-96424-000-2

Dieses Werk steht auch als elektronische Publikation im Internet
zur kostenfreien Verfügung
DOI: <http://dx.doi.org/10.18442/800>

Inhalt

Einführung zum Wettbewerbsbeitrag der
Stiftung Universität Hildesheim im Rahmen des
gemeinsamen Programms «Eine Uni – ein Buch» des Stifterverbandes
und der Klaus Tschira Stiftung in Kooperation mit DIE ZEIT

Martin Schreiner

7

Roboter schreiben, Maschinen lernen und Menschen lesen.
Über Sprache und Literatur im digitalen Zeitalter

Gerhard Lauer

15

Erste Fragen und Gedanken zum Buch
«Erfindet Euch neu!» von Michel Serres

Michael Corsten

39

Ausgerechnet die Däumlinge – Ein kritischer Kommentar
zu Michel Serres' «Erfindet Euch neu!»

Wolf Schünemann

53

Social Reading mit Michel Serres

70

Tolle, lege. Soziales Lesen und Schreiben.

Guido Graf

97

Leitfragen

15–68

1. Was verstehen wir unter Wissen?
2. Wie ist unsere digitale Wahrnehmung?
3. Wie tickt unsere Zeit?

Einführung zum Wettbewerbsbeitrag der Stiftung Universität Hildesheim im Rahmen des gemeinsamen Programms «Eine Uni – ein Buch» des Stifterverbandes und der Klaus Tschira Stiftung in Kooperation mit DIE ZEIT

Martin Schreiner

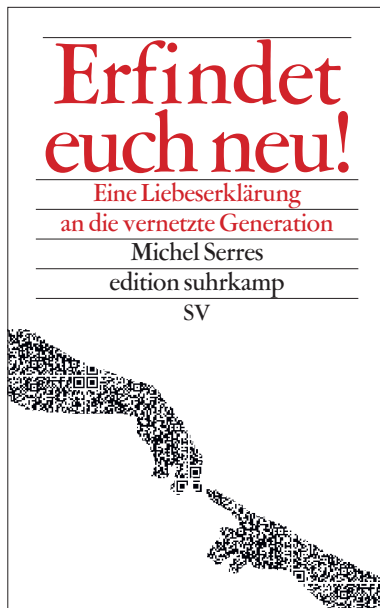
Die Stiftung Universität Hildesheim (SUH) hat sich sehr gerne an dem Wettbewerb des Stifterverbandes und der Klaus Tschira Stiftung in Kooperation mit DIE ZEIT beteiligt, der in geradezu kongenialer Weise das Motiv der oben abgebildeten Figur aufnimmt: Buchrücken beflügeln einen – auch universitären – Aufbruch. Wir haben fristgerecht alle Unterlagen (Antrag mit Deckblatt, Arbeits- und Finanzierungsplan sowie Link zu unserem bei YouTube als «nicht gelistet» hochgeladenen Bewerbungsvideo) elektronisch eingesandt. Bereits zum damaligen Zeitpunkt ließ sich feststellen, dass die Idee der Programmverantwortlichen («möglichst viele Mitglieder der Universität tauschen sich über ein gemeinsames Thema oder Anliegen aus») im Rahmen des Buchauswahl- und Umsetzungsideenfindungsprozesses in unserer Universität schon Realität geworden ist. Wir haben unsere Teilnahme mit dem Projekttitel «EINE UNI – EIN BUCH: WIR LESEN UND ERFINDEN NEU!» überschrieben.



Bronzeplastik «Aufbruch» des Bildhauers Donato Diez in der Aula des Hohen Hauses auf dem Kulturcampus Domäne Marienburg der Stiftung Universität Hildesheim.
Foto: Isaías Witkowski, Hildesheim

Welches Buch wurde gewählt? Welchen Auswahlprozess gab es? Wieso haben wir uns für den eingereichten Vorschlag entschieden? Wie ist dieser Vorschlag zustande gekommen?

Für den Wettbewerbsbeitrag der SUH wurde von der intergenerationellen und interdisziplinären Vorbereitungsgruppe das in der edition suhrkamp erschienene und von Stefan Lorenzer aus dem Französischen übersetzte Buch «Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation» von Michel Serres ausgewählt. Die französische Originalausgabe dieses Buches erschien 2012 unter dem Titel *Petite Poucette* bei Editions Le Pommier in Paris. Der Suhrkamp Verlag stellte der SUH das Buch als E-Publikation kostenfrei zur Verfügung.



Quelle: Suhrkamp Verlag Berlin

Prof. Dr. Martin Schreiner, Vizepräsident für Stiftungsentwicklung, hatte für Anfang November 2016 nach breiter Werbung in allen Personalgruppen (Studierende, AStA, wissenschaftlicher Mittelbau, Mitarbeitende in Technik und Verwaltung, Professorinnen und Professoren) alle Interessierten zu einem ersten Vorbereitungstreffen in die Universitätsbibliothek eingeladen und das gemeinsame Programm des Stifterverbandes und der Klaus Tschira Stiftung in Kooperation mit DIE ZEIT näher vorgestellt.

Um einen ersten Buchvorschlag «in den Ring zu werfen», schlug er aufgrund aktueller politischer Anlässe das Buch «Zivilisierte Verachtung. Eine Anleitung zur Verteidigung unserer Freiheit» von Carlo Strenger vor (edition suhrkamp, 2015), in dem der israelische Psychologe und Philosoph angesichts islamistischer Fundamentalisten und rechter Populisten für die Notwendigkeit eines selbstbewussten Eintretens für die eigenen Überzeugungen plädiert: «Wenn jedoch die Fähigkeit verloren geht, die eigene Lebensform und ihre Werte argumentativ zu verteidigen, ist der Weg frei für rückwärtsgewandte Rechtsparteien ...» (12). Strengers Motivation für diesen Essay war, «der relativistischen Tendenz der politischen Korrektheit, die glaubt, alle Positionen, Glaubenssätze und Lebensformen hätten den gleichen Respekt verdient, entgegenzuwirken» (7). Der Autor definiert zivilisierte Verachtung «als eine Haltung, aus der heraus Menschen Glaubenssätze, Verhaltensweisen und Wertsetzungen verachten dürfen oder sogar sollen, wenn sie diese aus substanziellen Gründen für irrational, unmoralisch, inkohärent oder unmenschlich halten» (21). Das Prinzip der zivilisierten Verachtung versteht Strenger als «Hilfsmittel der prinzipiell unvollendeten Aufklärung» und denkt es in diesem Kontext (86).



Quelle: Suhrkamp Verlag Berlin

Die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe räumten durchaus die Eignung dieses Buches ein, gaben allerdings zu bedenken, ob nicht doch zu starke inhaltliche Hürden aufgebaut werden und das Buch zu anspruchsvoll für den in Frage kommenden Zweck sei. Stattdessen schlug Dr. Guido Graf, Senior Researcher am Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft, das Buch »Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation« von Michel Serres vor, das auf allgemeine Zustimmung stieß. Nicht nur der Titel und Untertitel, sondern auch die Umschlagabbildung und die Inhaltsangabe überzeugten spontan: »Die Welt hat sich in den letzten Jahrzehnten rasend schnell verändert: Die Weltbevölkerung und die Lebenserwartung steigen; traditionelle Großkollektive wie Nationen, Konfessionen und Parteien verlieren an Bindekraft; Wissen, das früher in Bibliotheken gespeichert war und mühsam erworben werden musste, steht uns heute überall zur Verfügung. Der Wandel hat längst ein solches Ausmaß erreicht, dass wir laut Michel Serres mit Fug und Recht davon sprechen können, dass die Angehörigen der jungen Generationen einer anderen Spezies angehören: jener der »kleinen Däumlinge«, die mit flinken Fingern ihre Smartphones steuern, sich vernetzen und kommunizieren. Den »kleinen Däumlingen« widmet der große Philosoph Michel Serres diese Liebeserklärung. Fern von jeder technikfeindlichen Kulturkritik fordert er sie auf, ihre Chance zu nutzen und alles neu zu erfinden: die Gesellschaft, das Bildungssystem – und sich selbst.«

Das Buch des 86jährigen französischen Philosophen ist ein sehr hoffnungsvolles Buch, das viele aktuelle gesellschaftlich relevante Themen im Kontext der Debatte um Probleme und Risiken der umfassenden Digitalisierung des Bildungssystems sowie der Arbeits- und Erlebniswelt anspricht und für Lesende identitätsstiftend wirken kann. Es wendet sich sowohl an die »Millenials« und »Digital Natives« als auch an die Generation der »Digital Immigrants«, die derzeitigen Eltern und Großeltern unter den Universitätsangehörigen. Gerade dieser generationenübergreifende Aspekt für alle Angehörigen der SUH wurde sehr begrüßt.

Welche Formate der Auseinandersetzung waren vorgesehen? Wer und wie viele Personen sollten mit den angedachten Formaten erreicht werden?

Der Wettbewerbsbeitrag der SUH sah ein Drei-Phasen-Konzept mit vielfältigen großen und kleinen Formaten der Auseinandersetzung vor, die möglichst alle Angehörige der SUH erreichen sollten:

1. Phase ab Beginn des Sommersemesters 2017 im April 2017: Start mit hochschulweiter, textbezogener Social Reading Plattform »Lectory« und Thematisierung des Buchinhaltes »Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung

«rung an die vernetzte Generation» von Michel Serres in weiteren unterschiedlichen Formaten – von der Behandlung in Lehrveranstaltungen möglichst aller Institute und in den interdisziplinären Ringvorlesungen «Digitale Lebenswelten» und «Wissen im Webspace» über an diversen Universitätsorten ausgelegte Freixemplare mit Kommentierungsoptionen bis hin zur Thematisierung in der Leselounge der Universitätsbibliothek, in dem Lese- und Schreibzentrum und am von den Studierenden organisierten Campustag. Den Abschluss der ersten Phase sollte eine Liveveranstaltung im Audimax markieren – möglichst mit dem Buchautor Michel Serres und seinem Übersetzer Stefan Lorenzer. Diese Veranstaltung konnte leider nicht realisiert werden. Auf der Basis der gesammelten Leseindrücke und -kommentare wurden sodann verschiedene zentrale Fragestellungen generiert.

2. Phase ab Mitte des Sommersemesters 2017: Die aus den Lektüreechos gewonnenen Fragestellungen bildeten die Vorlage für strukturierte Einzelinterviews, die von und mit Angehörigen der SUH – von der Studentin und dem wissenschaftlichen Mitarbeiter über die Sekretärin und den Haustechniker bis zur Dekanin und dem Präsidenten – durchgeführt wurden. Konzipiert und durchgeführt wurden die Interviews von den Studierenden Moritz Heuwinkel und Magnus Rust.

3. Phase ab Herbst 2017: Die dokumentierten Gespräche wurden im Wintersemester 2017/18 von einem kleinen Redaktionsteam zu einem neuen Buch verdichtet und zusammengefasst sowie um einige Zusatzbeiträge ergänzt. So entstand ein neues gemeinsames Uni-Buch, das im Universitätsverlag Hildesheim erscheinen konnte.

Welches Ziel wurde mit dem Projekt verfolgt?

Die Vorbereitungsgruppe der SUH war zuversichtlich, dass sie durch die Umsetzung der Programmidee in den drei Phasen a) dem Vorwort von Michel Serres durch eine innovative Spurensuche Folge leistet: «Bevor man wen auch immer was auch immer lehrt, sollte man ihn zumindest kennen. Wer begegnet uns heute an den Schulen, den Gymnasien, der Universität?» (8), b) für alle Angehörigen der Universität plausible Antworten auf wichtige aktuelle Fragestellungen gewinnen kann, die zum einen aus dem Buch von Michel Serres direkt generiert oder neu im Anschluss an die Thematisierung des Buchinhaltes aufgeworfen werden: «Was sollen wir vermitteln? Wem sollen wir es vermitteln? Wie sollen wir es vermitteln? – Was wir vermitteln sollen? Das Wissen!» (19); Ist es sinnvoll, eine Charta der digitalen Grundrechte zu verfassen? Was bedeuten Heimat, Fremde und Identität heute? Warum kritisieren wir nur noch und es ändert sich trotzdem nichts? Haben Facebook, Twitter und Instagram wirklich die Trumpfwahl beeinflusst? Was heißt Arbeiten, Lernen und Lehren 4.0? Wie kann

man Überwachungsbewusstsein fördern? Was sind Targeting, Fake News und Social Bots? Was brauchen wir in der digitalen Welt am dringlichsten? Wie soll man auf Grooming, FOMO, Hate Speech oder Cyber Mobbing reagieren? Wie kann ich digitale Ruhezeiten herbeiführen? Wie können Universitäten den Prozess der Digitalisierung aktiv mitgestalten? Soll Informatik als festes Schulfach ab der ersten Klasse eingeführt werden?... c) einen wertvollen Beitrag zur Weiterentwicklung der Corporate Identity der SUH leistet, d) die Teilnahme an dem Wettbewerb ein faszinierendes gemeinsames neues Buch entstehen lässt, das im Sinne eines «Flusses von vielen Stimmen» gestaltet ist und weitergelesen werden kann und dessen Impulse weit über 2017 hinauswirken können.

Gleichsam als «Appetizer» vorab eine begeisterte Stimme eines Lesers: «Mittlerweile habe ich den Serres gelesen und es war in der Tat eine spannende und anregende Lektüre. Sie hat zuhause und auch im Bekanntenkreis schon eine ganze Reihe von Diskussionen befördert, da die Themenstellung wirklich «heiß» ist. Anbei ein paar Gedanken und Fragen, die mir beim Lesen so durch den Kopf gingen: Wie definieren wir eigentlich «Wissen»? Was ist das? Müssen wir von einem «Wissen» im Sinne von präsenten Fakten Richtung eines «Wissens um Zugang» zu letzteren umdenken. Oder kann uns der englische Begriff «Know how» Hilfestellung sein, bei dem es explizit um das «Wie» geht, also nicht nur um das «Wissen per se»? Für die Lehre bedeutet das ein vollständiges Umdenken weg vom «ex Cathedra». Wo gibt es dazu Pilote oder Versuchsanordnungen, gegebenenfalls mit welchen (ersten) Ergebnissen bei den Lernenden? Wie werden wir der großen und oft unterschätzten Bedeutung des «weichen Wissens» gesellschaftlich (besser) gerecht? Was verstehen wir eigentlich unter «Allgemeinbildung» vor dem Hintergrund der kritischen Analyse von Serres? Welchen Wandel sollte unser Allgemeinbildungsbegriff unternehmen, in welche Richtung sollten wir ihn neu definieren und mit welchem gesellschaftlichen Verständnis befeuern? Wo und wie wird «Schwarm-Intelligenz» einerseits befördert und andererseits in ihrer Werthaltigkeit validiert? Wie schützen wir den an sich intelligenten «Schwarm» vor manipulativer und schwer erkennbarer Führung durch gezielte Eingriffe, Stichwort Fake News? Ein Gedanke, der mich schon länger beschäftigt und von Serres weiter angeregt wird: Ist Gleichgültigkeit eine Chance? Gleichgültigkeit in einem dreigeteilten Sinne. Zunächst ist alles gleich gültig in einem zeitlichen Sinne, also sofort mit hoher Aufmerksamkeit. Dann ist alles gleich gültig in einem inhaltlich, Wertmaßstab bezogenen Sinne, also unter Verzicht auf schnelle Wertungen. Und schließlich und erst dann, das heißt nach dem Durchlaufen der vorherigen Stufen entschiede ich als Individuum oder wir als Gesellschaft sehr bewusst, was mir bzw. uns gleichgültig im Sinne von

egal ist und was ich bzw. wir mit einem von uns bzw. mir ausgehenden Wert besetzen bzw. besetze. Der aufmerksamen Wahrnehmung folgt mithin die wertneutrale Betrachtung und erst dann die Einordnung hinsichtlich individueller oder gesellschaftlicher Präferenzen. Die Konsequenz ist absolute Offenheit und Toleranz gegenüber Menschen, Sichtweisen und Dingen und gleichzeitig eine fokussierte Perspektive auf das, was uns letztlich wichtig ist. Vielleicht ein Weg manipulativen Einflüsse auf eigenes Verhalten zu entgegen, und zwar durch die zunächst vollständige und radikale Entwertung von Sichtweisen und Dingen, die dann in der finalen Wertschätzung dessen mündet, was relevant ist.»

Abschließend sei ein herzlicher Dank an alle beteiligten Leser_innen und Mitdiskutierende, Interviewer_innen und Interviewte, Bewerbungsvideogestalter_innen und Zusatzbeiträger_innen sowie Verlagsverantwortliche ausgesprochen. Eine Uni – ein Buch. Wir in Hildesheim schaffen zwei!

Prof. Dr. Martin Schreiner ist Professor für Evangelische Theologie/Religionspädagogik und seit 2013 Vizepräsident für Stiftungsentwicklung.

Roboter schreiben, Maschinen lernen und Menschen lesen. Über Sprache und Literatur im digitalen Zeitalter¹

Gerhard Lauer

Haben Sie unter ihren Freunden schon einen Roboter? Vermutlich schon und vermutlich hört der Roboter auf Namen wie Siri, Alexa oder Cortana und ist auf so ziemlich jedem Betriebssystem unserer Rechner und Handys bereits vorinstalliert. Es genügt den Namen auszusprechen und der, genauer die digitale Assistentin startet und begleitet uns durch den Alltag. «Hey, Cortana, was habe ich heute vor?», «Okay Google, spiele entspannende Jazz-Musik» oder «Siri, wo ist das neue spanische Restaurant?» sind

-
- 1 Vortrag anlässlich der Abschlussfeier für die Absolventinnen und Absolventen der Studiengänge Internationale Kommunikation und Übersetzen, Internationales Informationsmanagement – Informationswissenschaft und Interkulturelle Kommunikation, Internationales Fachkommunikation – Sprachen und Technik, Internationales Informationsmanagement: Informationswissenschaft, Internationales Informationsmanagement: Sprachwissenschaft und Interkulturelle Kommunikation, Medientext und Medienübersetzung, Deutsch als Zweitsprache/Deutsch als Fremdsprache in Hildesheim am 17. Juni 2017

Leitfragen

1. Was verstehen wir unter Wissen?
2. Wie ist unsere digitale Wahrnehmung?
3. Wie tickt unsere Zeit?

Wissen bedeutet auf alle Fälle: Entwicklung. Wissen bedeutet auf alle Fälle Selbstständigkeit, Bereicherung. Ich kann es eher in Stichworten sagen. Wissen ist auch ein bisschen Macht.

Man geht anders mit Wissen um, man geht anders mit Problemen um, weil man alles einfach mal schnell nachgucken kann.

Also ich hab alleine gestern 6 Stunden gestreamt. Neue Lieblingsserie!

einfache Sprachbefehle, mit denen Terminkalender abgefragt, die passende Musik abgespielt oder die gesuchte Adresse rausgesucht wird. Das alles ist praktisch und wird immer häufiger genutzt. Längst begleiten uns Roboter im Alltag, ob im Handy oder als gesonderte Geräte. Amazon hatte seinen digitalen Assistenten Echo, eine etwa zwanzig Zentimeter runde Lautsprecherdose, 2015 zunächst zurückhaltend in den Markt eingeführt und war dann vom Erfolg des intelligenten Systems überrascht. Ende 2016 waren vorsichtigen Schätzungen nach mehr als acht Millionen dieser Geräte verkauft, 2017 dürften die Zahlen noch einmal deutlich gestiegen sein. Roboter sind gefragt, gerade weil sie unspektakulär in unserem Handy stecken oder als kleine Dose in immer mehr Küchen und Wohnzimmern stehen und gar nicht so aussehen, wie man sich zumeist Roboter vorstellt. Vielleicht hängt der Erfolg der digitalen Assistenten nicht nur an deren praktischen Nutzen, sondern auch daran, kollektive Träume zu verwirklichen. «Alexa», so der aktivierende Name für Amazons digitale Assistentin, ist eine Anspielung auf die legendäre Bibliothek im antiken Alexandria, die das gesamte Wissen ihrer Zeit in sich geborgen haben soll. Mehr noch ist Amazons Echo-Assistentin dem Bordcomputer «Majel Barrett» aus der Fernsehserie Raumschiff Enterprise nachempfunden. Wie dort bei Captain Kirk und seinem ersten Offizier Spock soll uns die freundliche Stimme des Bordcomputers in allen Lebenslagen mit Rat zur Seite zu stehen und wenn schon nicht in fremden Galaxien, so doch in unseren Großstädten durchs Leben navigieren helfen. Die virtuelle Stimme ist unsere Freundin. Sie kennt die Welt, ist irgendwie gebildet oder mindestens kenntnisreich und ist unsere stets geduldige Begleiterin.

Manchmal ist es voll schön, wenn ich nicht so viele Dinge weiß, wenn ich weniger Wissen über etwas habe, weil ich dann gefühlt spontaner, oder auch naiver reagiere auf Dinge, aber das dann ehrlichere Reaktionen sind und daraus dann auch zum Beispiel kreative Dinge entstehen können und das ist dann für mich auch irgendwie weise. Andererseits glaube ich auch, dass ich zumindest auch manches Wissen um mich irgendwie durch mein Leben zu kriegen, das ist auch weise wenn ich damit überleben kann.

Und man wird irgendwann, was man früher die Realität genannt hat mit Bildern aus dem Netz vergleichen, ...

Ich finde, es ja sehr bezeichnend, wenn Leute nur durch die Gegend laufen und auf ihr Handy gucken. Und nirgendwo anders mehr hingucken und dann am Ende wirklich gegen irgendeinde Laterne laufen, weil sie nur auf das Handy fixiert sind.

In intelligenten Maschinen wie Echo verbinden sich Science Fiction und unsere Gegenwart zu einem Alexandrinismus, dem alles Wissen über die Welt in einem Roboter gegenwärtig ist. Wir lesen die Welt mit Maschinen.

Was für Amazon gilt, das gilt nicht weniger für den Konkurrenten Google. Auch für Google-Pioniere wie dem Software-Entwickler Amit Singhal ist Star Trek die Inspirationsquelle für den Bau digitaler Assistenten, die uns die Welt aufschlüsseln. Längst sind die intelligenten Systeme mit unserer analogen Welt von BMW und Spiegel online eng verknüpft. Das macht sie noch kenntnisreicher und nützlicher und so kann es kaum verwundern, dass Science Fiction-Phantasien und neue, ökonomische Modelle in diesen Maschinen erfolgreich zusammen wirken. Roboter beginnen unsere soziale Wirklichkeit zu verändern. Das wird derzeit wohl nirgends so deutlich wie an dem wohl größten Sozialexperiment der Welt. Die Firma Microsoft hat einen verstehenden, empathisch reagierenden Chatbot entwickelt und testet ihn gerade in China mit Millionen von Nutzern. XiaoIce heißt die Maschine, die inzwischen Millionen von Chinesen durch den Alltag begleitet, sie tröstet, ihnen Witze erzählt oder einfach mal aufmerksam zurückhaltend ist. Für nicht wenige Menschen sind solche Roboter schon längst ziemlich beste Freunde. «XiaoIce besitzt eine herausstechende Persönlichkeit», schreiben die Microsoft-Entwickler von XiaoIce nicht ohne Stolz. «Sie kann sich in eine Unterhaltung mit kontextspezifischen Fakten über Prominente, Sport oder Finanzen einbringen, zeigt aber auch Empathie und hat einen Sinn für Humor. Mittels Gefühlsanalyse kann sie ihre Antworten und Wortwahl auf positive oder

Wissen ist eine kritische Situation gegenüber der eigenen Lage sozusagen. Also Wissen ist etwas, was man eigentlich bezweifeln muss, was man anzweifeln muss. Was es im Grunde als Bestand oder Substanz nicht gibt. Sondern was in der Kritik steht und auf dem Weg ist und verfehlt wird. Was sich entzieht, was sich zurücknimmt und nicht das, was man hat.

Dass man sagt, was man draußen sieht, ist nur eine Art zweite Erscheinungsform von dem, was im Internet hergestellt wurde. Also insgesamt denke ich, dass die Digitalisierung eine unausweichliche Entwicklung sein wird, ...

Wenn man sich vorstellt, wenn man das weiterdenkt, wie schnell jetzt die Halbwertszeit dieser ganzen Entwicklungen ist und wo es dann hingeht, kann schon sein, dass das dann mal kippt. Und die Maschinen, die Maschine mehr weiß. Aber ich glaube diese ganzheitliche Wahrnehmung von Leben ist immer noch auf Seiten des Menschen.

negative Hinweise ihre menschlichen Gegenübers anpassen».² Von Persönlichkeit hier zu sprechen, war 2015 kaum eine Übertreibung und ist es knapp zwei Jahre später umso weniger, als Verfahren künstlicher Intelligenz die Kommunikation mit den Maschinen noch natürlich haben werden lassen. Wir merken kaum noch, dass wir mit einer Maschine reden. Sie sind uns längst vertraute Begleiter.

Genau das ist das Ziel. Die intelligenten Maschinen sollen, ja sind so in unseren Alltag eingewoben, dass sie kaum auffallen und uns doch stetig umgeben. Nicht zufällig hat der Microsoft-Chef Satya Nadella dazu aufgerufen, die artifizielle Intelligenz als unsere kommende Umwelt, ja als Teil von uns anzunehmen.³

Zugespitzt gesagt, soll uns das Internet wie eine zweite Haut umgeben. Eric Schmidt, der Executive Chairman von Google, hat auf dem Davoser Weltwirtschaftsforum 2015 das Ziel nicht viel anders formuliert, wenn er proklamiert, dass das Internet der Daten unser Leben so durchdringen werde, dass es aus unserem Gesichtskreis verschwindet.⁴ Roboter sollen

2 Meet XiaoIce, Cortana's Little Sister. In: Bing Blog (5.9.2014), <https://blogs.bing.com/search/2014/09/05/meet-xiaoice-cortanas-little-sister/> (30.12.2017).

3 Elisabeth Dwoskin: Microsoft's Satya Nadella, For One. Welcomes Our New AI Overlords, in: Digits. Tech News & Analysis From the WSJ (13.11.2015), <http://blogs.wsj.com/digits/2015/11/13/microsofts-satya-nadella-for-one-welcomes-our-new-ai-overlords/>.

4 <http://www.weforum.org/sessions/summary/future-digital-economy>.

Eine Maschine weiß nichts, der Mensch weiß über den anderen Bescheid. Es geht nicht nur um objektive Daten, also was auf unserem Chip drauf ist, sondern auch um die Deutung und die Reflexion. Das ist für mich Wissen.

Das alles schrumpft zu Hobbys von Einzelnen, wenn dieser Sog der Digitalisierung uns überhaupt nicht verschont und es keine gibt Möglichkeit sich dagegen zu wenden.

Meine Mutter hat schon gesagt «Guck, was du da postest» oder hat mir da Zeitungartikel vorlesen, wo das thematisch vorkam. Oder irgendwie wurde eingebrochen, weil die irgendwie gepostet haben, dass die jetzt im Urlaub sind oder solche Sachen, das liest die uns dann schon immer vor und sagt, dass ich darauf achten soll. Also, sie hat da schon immer Wert draufgelegt. Ich hab auch mein erstes Smartphone, glaube ich, mit 18 gehabt und ich denke mal, die heutigen Kinder haben das mit 6 oder 7, also die wachsen damit ja auf und ich glaube, dass man da auf jeden Fall auch sensibilisieren sollte.

selbstverständlich für uns schreiben, auf unsere Fragen antworten, Maschinen sollen von uns lernen und uns Aufgaben abnehmen. Wir lesen und hören dann die Antworten, die uns die Maschinen geben. Das ist schon unsere in ganz kurz Zeit selbstverständlich gewordene Gegenwart und wird unsere Zukunft noch mehr bestimmen, wenn die Maschinen nicht mehr umständlich zu bedienen sein werden und ein Sprachbefehl oder ein Augenzwinkern genügt, um die digitalen Assistenten in unsere Handlungen und Entscheidungen einzublenden. Die Gesichtserkennung der neusten Handy-Generation leistet genau diese kaum noch spürbare Verknüpfung der digitalen und der analogen Welt, die Nadella und Schmidt als unsere Zukunft entworfen und gleich auch noch vorgegeben haben.

I.

Die Digitalisierung durch Roboter, Chatbot und digitale Assistenten löst nicht wenig Unbehagen aus. Werden wir nicht alle dick und dumm durch das Starren auf digitale Endgeräte, statt selbst die Antwort zu suchen, ja verlieren wir nicht geradezu wörtlich unseren Verstand, wenn wir alles Wissen auf digitale Assistenten wie Alexa auslagern, fragen viele und sie fragen es mit besorgtem Blick auf die Jugend. Es lohnt sich, ein paar Fakten zur Kenntnis zu nehmen, bevor man urteilt. Da ist zunächst einmal die Entwicklung der Intelligenz, ein in den letzten Jahrzehnten sehr gut erforschtes Feld. Die Antwort ist eindeutig: Intelligenz in modernen Industrienationen ist in den letzten Jahrzehnten um etwa 3 IQ-Punkte pro Dekade angestiegen.

Wissen ist ein Konstrukt.

Ich weite mein Heimatgefühl aus, weil ich mich durch Skype vernetze mit Leuten, die etwa in Hamburg sind, und mich mit denen verbunden fühle. Und dadurch wird mein Heimatkreis anders und auch größer formuliert.

Am Ende ist es immer ein Ordnen von der Wirklichkeit, ein Ordnen dessen, was wir vorfinden. Ob das jetzt die physische Realität ist, oder ob es jetzt Wissen ist. Aber wir werden als denkende Menschen niemals darum herkommen, das, was wir physisch oder nicht physisch vorfinden, zu ordnen. Ich denke, das ist ein Grundbedürfnis des Menschen, das was er vorfindet, zu ordnen. In Kategorien, in Disziplinen, in was auch immer. Und wenn diese Ordnungsfähigkeit nicht mehr da ist, oder nicht mehr gefordert wird, oder wenn sie nicht mehr gewünscht wird, dann wird das Individuum überfordert sein mit der Wirklichkeit, physisch oder nicht physisch.

Die Zunahme verläuft je nach Ländern und je nach Wissensdomäne etwas unterschiedlich, aber wie Metaanalysen vieler, einzelner Studien zeigen, kennt die Entwicklung der Intelligenz fast nur eine Richtung, die nach oben. Das nennt die Forschung den Flynn-Effekt, benannt nach dem neuseeländischen Intelligenzforscher James Flynn, der schon seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Entwicklung der Intelligenz in vielen Nationen untersucht hat.⁵ Was die Forschung James Flynn's und vieler anderer widerlegt, ist der Topos von der kollektiven Verdummung. In digitalen Zeiten werden wir eher intelligenter, schon weil die Komplexitäten des modernen Lebens dies vielfach erzwingen. Nirgends konnte bisher ein negativer Effekt von Computer und Internet auf die Entwicklung der Intelligenz festgestellt werden, das gerade auch nicht in Ländern wie Malaysia oder Korea, in denen viel Zeit mit Computern verbracht wird und zugleich die erstaunlichsten Zuwächse an Intelligenz und Lernleistungen in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren zu beobachten sind. Hier sind die Roboter anders als in Europa akzeptiert, aber bislang ist durch sie noch niemand dümmer geworden.

Auch die Sprache verfällt nicht, so oft auch dieser Gemeinplatz wiederholt wird. Wie der Bericht zur Lage der deutschen Sprache zu berichten weiß, ist allein der Wortschatz des Deutschen in den letzten hundert Jahren

5 Jakob Pietschnig und Martin Voracek: One Century of Global IQ Gains. A Formal Meta-Analysis of the Flynn Effect (1909–2013) in: Perspectives on Psychological Science 10(3), 2015, S. 282–306.

Schwer zu definieren. Kommt drauf an, auf welchen Seiten man ist. Es gibt ja auf Youtube zum Beispiel sehr viele Dokumentationen und Wissensvideos, also ich denke schon, dass man da einiges lernen kann. Die Frage ist halt, woher kommt das immer so alles und wie sicher sind die Quellen oder wie wissenschaftlich sind die Quellen.

Grundsätzlich wird auch wieder eine Sensibilisierung geschaffen, weil ich mir bewusst bin, dass das Internet oder die Kommunikation über die Technik einen Einfluss auf meine eigene Kommunikation hat. Somit kann es auch stärkend sein, dass ich darauf achte, dass mir das Rechtschreibprogramm noch eine Hilfestellung gibt und ich da dann drauf achte.

Wir verdummen doch immer mehr alle. Man muss doch einfach Kindern oder jungen Menschen beibringen, nicht alles zu glauben, was im Internet steht. Ja das ist doch auch eine Art von Schulung, die Eltern vielleicht nicht alle erfüllen können.

um mehr als dreißig Prozent angestiegen. Das hat vor allem damit zu tun, dass es neue Dinge gibt, die bezeichnet werden müssen und die selten allein kommen. Das Kunstwort «Handy» wird von vielen Worten wie «Handyhülle» und «SIM-Karte» begleitet. «Flüsterasphalt» und «Vollpfosten» kannte man vor kurzem noch nicht als Worte der deutschen Sprache, auch nicht «Eurobond», «Mikrospende» oder «Vorständin». Die deutsche Sprache wächst und verlangt von ihren Sprechern die Beherrschung eines größer gewordenen Wortschatzes, auch wenn das ein oder andere Wort ausstirbt. Nicht jeder weiß noch, was eine Sattlerei ist. Sprache verändert sich und wird vielfältiger wie die Welt, die sie abzubilden versucht. Wie bei allen Sprachen großer Sprechergemeinschaften wird die Grammatik einfacher und zugleich flexibler. Viele sagen «Unterstützung vom Lehrer» was korrekt noch vor kurzem «Unterstützung des Lehrers» hieß. Noch größere Sprachen als das Deutsche wie etwa das Englische sind noch flexibler und grammatisch einfacher strukturiert. Sprachen dagegen, die nur von wenigen gesprochen werden wie etwa von Indianern im Amazon, weisen eine sehr viel komplexere Grammatik auf. Insofern entwickelt sich die deutsche Sprache wie sich alle Sprachen dieser Welt entwickeln. Anders als es das Vorurteil von der wachsenden Dominanz von Anglizismen will, spielen englische Wörter keine signifikante Rolle für die Entwicklung der deutschen Sprache. Wer an den gesellschaftlichen Entscheidungen hierzulande teilnehmen will und sich nicht mit präpositionslosen Sätzen wie «Isch geh Klinik» selbst an den Rand stellt, wird nicht darum herum kommen, die größer gewordene

Ich glaube, für mich gibt es zwei Formen von Wissen. Und damit auch so ein bisschen Bedeutungen, und das eine Wissen ist so das, was man so ansammeln kann. Womit man sich so füllt und das andere Wissen basiert auf Erfahrungen. Und am besten hat man beide. Davon kann man profitieren, glaube ich.

Und ich bemerke eine Tendenz zum Kleinformatischen. Dass es mir schwerer fällt mich über längere Zeiträume mit Sachen zu beschäftigen oder mich länger auf Themen zu konzentrieren. Ich springe sehr häufig. Das sind so die Dinge, seit ich ein Smartphone habe, das sind jetzt so drei Jahre, dass es mir schon schwieriger fällt Bücher zu lesen.

Hauptsächlich aus Datenschutzgründen, weil halt die meisten sozialen Netzwerke gehen nicht vernünftig mit Datenschutz um. Ich seh persönlich für mich keinen Grund darin. Also ich kriege diese soziale Interaktion genug so mit den Leuten, mit denen ich mich treffe. Da muss ich nicht den ganzen Tag auch noch immer erreichbar sein.

Sprache Deutsch lernen zu müssen. Die digitale Gegenwart verlangt nach kompetenten Sprechern. Sprachverfall sieht anders aus.

Die Menschen werden nicht nur intelligenter und müssen nicht nur mehr Wörter lernen, sie nutzen zum Beispiel auch mehr Bibliotheken, wenn auch nicht mehr zum Nachschlagen von einfachen Informationen, die jeder im Internet schneller und zielgenauer finden kann. Bibliotheken sind heute dazu da, um konzentriert arbeiten zu können. Fast alle größere und viele kleinere Bibliotheken kommen daher mit dem Ausbau der Leseplätze gar nicht mehr nach. Selbst regionale Bibliotheken berichten über Zuwachsraten von zwanzig bis dreißig Prozent, manche gar von einer Verdopplung ihrer Leserzahlen in den letzten fünf Jahren. Mehr als zweihundert Millionen Bibliotheksbesuche sollen es 2016 allein in Deutschland gewesen sein, wie der Deutsche Bibliotheksverband mit sicherem Zutrauen in seine Aufgabe zu berichten weiß, die meisten davon sind Berufstätige.⁶ Und das schweizerische Bundesamt für Statistik meldet, dass fast die Hälfte der Bevölkerung mehr als sieben Mal im Jahr eine Bibliothek aus privaten Gründen und eine ähnlich hohe Zahl aus beruflichen Gründen eine Bibliothek benutzen. Solche und ähnliche Zahlen lassen sich an denen von Fußballstadien-Besuchern leicht messen, auch wenn die Nachrichten selten von ihnen berichten. Das konzentrierte Studium von Sachverhalten verschwindet auch nicht, wenn die Roboter mehr werden.

6 Vgl. den jährlichen Bericht des Deutschen Bibliotheksverbands, www.bibliotheksverband.de/dbv/publikationen/bericht-zur-lage-der-bibliotheken.html.

Ja schwierig, ich würde das so, in so Allgemeinbildung aufteilen und halt dieses spezifische Wissen, was man dann so erlangt, wenn man dann Chemie oder Physik studiert, dann hat man ja so ein bestimmtes, also in dem einen Punkt hat man ganz viel Wissen und woanders vielleicht gar nichts. Und Allgemeinbildung ist vielleicht so ein breiteres Spektrum dafür aber mehr an der Oberfläche.

Ich kommuniziere sehr stark beruflich, aber auch privat. Beruflich inhaltlich, privat eher so Koordinationskommunikation. Natürlich mit den digitalen Medien: da findet ein ganzes Informationswissensmanagement statt.

Also mich langweilt dieses «Alle gucken nur noch auf ihre Smartphones». Ja stimmt, ich finde das auch scheiße, aber irgendwie kann man für mich nicht dabei stehen bleiben und ich hab es schon hundertmal gehört. Ja gut, kann man sagen, aber ich glaube, das ist irgendwie zu einfach.

Und die Leute lesen mehr oder vielleicht genauer, lesen wieder mehr. Während bis zur Jahrtausendwende die Zahlen zum Leseverhalten in den USA nur nach unten gewiesen haben, meldet der jüngste Bericht Reading on the Rise 2009 einen Anstieg der Leserzahlen über die psychologisch so wichtige Marke von fünfzig Prozent. Knapp mehr als die Hälfte der erwachsenen Amerikaner liest wieder im Jahr wenigstens ein Buch. Da die Bevölkerung in den USA im gleichen Zeitraum angestiegen ist, ist die absolute Zahl der Leser zugleich angestiegen, ein höchst erfreulicher Befund. Auch das notorisch leseschwache Geschlecht, die Jungen und Männer, lesen wieder mehr. Romane sind das bevorzugte Genre der Leserinnen und Leser. Für die deutschsprachigen Länder sind die Zahlen viel besser. Hier hat das Buch einen hohen Stellenwert, der nicht zuletzt auch in einer reduzierten Mehrwertsteuer und der Buchpreisbindung ihren Ausdruck findet. In Deutschland, Österreich und der Schweiz wird den meisten Kindern abends vorgelesen, knapp zehn Prozent lesen jeden Tag, dreißig bis vierzig Prozent lesen jede Woche ein Buch. Nicht-Leser sind circa ein Viertel der Bevölkerung. Darunter sind zehn bis fünfzehn Prozent funktionale Analphabeten, zu viele für eine moderne Industrienation wie Deutschland. Mehr wird auf dem Land gelesen als in der Stadt. Und immer noch unterscheidet sich das Lesen von Männern und Frauen deutlich. Frauen lesen mehr, eher emotionsbetont, Männer interessieren sich dagegen eher für Sachtexte und lesen handlungsbetonter. In der Summe, aber auch mit Blick auf die jungen Leserinnen und Leser vermelden die Stiftung Lesen und die KIM- und JIM-Studien in regelmäßigen Abständen, dass bislang in Sachen

Also ein Wissen, das ich mag, das heißt Schnittstelle Literatur und Recherchieren, das heißt sich irgendwie zu einem Feld informieren. Ich schreibe einen Text und habe das Gefühl, ich schiebe Sachen so wie Klappen zusammen, ich würde dann etwas zu Tektonik lesen, dann ist das eine Form von Wissen, die ich mir aneigne.

Ich brauch da so ein kleines Geländer, ein Handwerkszeug, damit ich mich da zurechtfinde. Dabei ist es egal wie alt jemand ist. Die junge Generation hat das alles schon von klein auf gelernt, aber trotzdem glaube ich, die Kinder brauchen Medienbildung und die älteren Menschen auch.

Weil man ganz anderes, durch Professoren oder durch Projektarbeit mit anderen Menschen, oder in der Gruppe, ganz anderes Wissen erlangt, was man übers Internet nicht unbedingt erlangt. Auch einfach weil man durch die Erfahrung der Professoren eben auch Wissen erlangt und das kann man durch das Internet beispielsweise nicht.

Lesen kein Effekt von Computer und Internet festzustellen sei.⁷ Nur das Fernsehen hat Leser gekostet. Wer ein Kindle hat, liest in der Regel mehr, das weiß auch Amazon und weiß der deutsche Buchhandel und hat daher das Tolino-Gerät erfolgreich auf den Markt gebracht. E-Books nutzen eher ältere Leserinnen, weil sie die Schrift je nach Sehschärfe besser einstellen und fremdsprachliche Bücher mit Hilfe des eingebauten Wörterbuchs besser lesen können. Es wird mehr gelesen und es wird in unterschiedlichen Formaten gelesen, einige digital, die meisten unverändert analog.

Wie man es dreht und wendet, das Unbehagen in der digitalen Kultur hat wenig empirische Evidenz. Trotz der digitalen Assistenten werden wir intelligenter, wenn auch nicht unbegrenzt und nicht unbedingt klüger. Wir reden mit mehr Wörtern, nutzen Bibliotheken und lesen mehr Bücher als jemals zuvor, besonders Literatur. Auch verändert Google nicht unser Gedächtnis, wie oft behauptet wird, auch wenn wir uns andere Dinge heute merken als noch Telefonnummer oder Straßennamen. Es gibt genug anderes zu lernen und zu behalten. Auch die These, dass Computer und Internet zur Vereinsamung führen würden oder depressiven Verhalten verstärken könnten, findet keine Belege. Hier sind andere, vor allem sozialen Faktoren zu nennen, die Menschen vereinsamen lassen. Dagegen ist die Digitalisierung keine Ursache für den Anstieg von Single-Haushalten. Die meisten nutzen die sozialen Medien, um gerade in einer hoch individualisierten

7 Vgl. die Studien des medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest, <https://www.mpfs.de>.

Ich glaube das kommt dann auf den einzelnen Menschen an wie er mit Wissen umgeht, mit Informationen umgeht, von seiner Seelenlage steht. Das hat, glaube ich, in der Hauptsache damit zu tun. Das ist, glaube ich grundsätzlich, ob dann jemand weise wird oder nicht.

Egal ob jetzt Auslandssemester oder nicht, man ist nicht mehr aus sich alleine gestellt und muss sich orientieren, sondern kann jederzeit seinen Freund aus der Tasche holen.

Aber dazwischen gibt es nichts mehr. Dass man auch so eine Bereitschaft hat andere Positionen überhaupt wahrzunehmen und da auch mal reinzugucken. Und da sehe ich bei uns im öffentlichen Raum, wie gesagt, es gibt die Guten und es gibt die Bösen und die A sagen, die B sind die Bösen und die B sagen, die A sind die Naiven. So ist es aus meiner Sicht. Und dazwischen gibt es schon was, das ist jetzt sehr schwarz-weiß gekennzeichnet, aber das hatte ich so früher nicht wahrgenommen, dass es so bipolar ist. Und das sehe ich schon schwierig.

Welt, den Kontakt mit anderen zu pflegen. Die Zahl der Facebook-Freunde entspricht in etwa den tatsächlichen sozialen Beziehungen.⁸ Nur wenn jemand behauptet, er habe vierhundert Freunde, ist das ein Alarmzeichen, das man ernst nehmen sollte.

Auch nimmt das politisch-gesellschaftliche Engagement nicht ab, wenn Computer und Internet die Welt bestimmen. Eher sind die gesellschaftlich Aktiven auch im Internet aktiv und die Abgehängten schauen eher (viel) Fernsehen. Ein anderer Gemeinplatz sagt, dass die Jugend nicht mehr schreiben könne und macht dafür ebenfalls die Digitalisierung des Lesens verantwortlich. Aber das stimmt so nicht. Nicht das Internet, sondern wenig evidenzbasierte Schreibtheorien, die in Schulen Anwendung gefunden haben, und eine Reihe weiterer, nicht zuletzt auch politischer Faktoren verändern die Textqualität von Schülern. Die Gescheiten und Fleißigen lernen noch durch Computer ihren Wortschatz zu erweitern und lesen in unterschiedlichen Medien, Formaten und Genres. Das können freilich nicht alle. Etwa zehn bis fünfzehn Prozent der Bevölkerung findet in Computerspielen und abgründigen sozialen Medien mehr Ansprache als im wirklichen Leben. Das ist traurig festzustellen. Aber nicht Internet und Computer sind hier die Ursache, sondern soziale Verwahrlosung. Computerspiele machen auch nicht dick wie Fernsehen, wohl aber es gibt eine Korrelation zwischen Egoshooter-Spielen und aggressivem Verhalten. Eine Korrelation ist

8 Mitja D. Back et al.: Facebook Profiles Reflect Actual Personality, Not Self-Idealization, in: Psychological Science 21, 2010, S. 372–374

Jetzt ist die Frage: Ist Wissen ein bewusster Reflex mit Metareflexionsfähigkeiten?

Ich glaube, dass es der große Vorteil der Digitalisierung ist, dass der Begriff der Kommunikation nun auch alle erreicht hat, irgendwie alle kennen und wissen was sie tun. Dass sie als gesellschaftliche Wesen handeln und durch Kommunikation eben präsent sein müssen.

Ich sag immer zu diesem Zeitalter: Wir leben im technokratischen Faschismus. Wer nicht mit zieht, gehört nicht dazu. Wir hatten neulich ein Klassentreffen und da hieß es, wir treffen uns da und da. Und dann bin ich dahingegangen und dann war da aber keiner und dann hieß es ja aber wir haben uns doch aber per WhatsApp verabredet. Siehst du technokratischer Faschismus, ich mach den Scheiß nicht mit, ich gehör nicht mehr dazu, ich bin raus, ich bin außen vor und das ist das, was die Industrie erreichen will: den Leuten das Denken abgewöhnen und eine Meinung abgewöhnen.

wiederum keine Kausalität. Vielmehr verstärken Egoshooter das Verhalten derjenigen, für die sich sonst kaum jemand interessiert. Die Ursache für Aggressionen sind sie nicht. Es gibt keinen Beleg dafür, dass eine neue Version von Grand Theft Auto oder Assassin's Creed zu einem Anstieg gesamtgesellschaftlicher Delinquenz führen würde, so wenig wie nach Ausstrahlung des sonntäglichen Tatorts die Einsätze der Polizei ansteigen. Kurz, die Nutzung von Internet und Computern noch die Etablierung von intelligenten Systemen haben uns dümmer gemacht oder sozial verwahrlosen lassen, im Gegenteil.⁹ Wir lesen und wir schreiben mehr, haben mit komplexeren Zusammenhängen zu tun und müssen mehr lernen, nicht trotz, sondern wegen der Maschinen, die uns längst umgeben. Das gilt es zunächst einmal festzuhalten.

II.

Das digitale Maschinenzeitalter hat dennoch Folgen und das auch für Sprache und Literatur. Zunächst einmal übernehmen Maschinen verschiedene Schreibaufgaben. Gerade so unvermeidliche wie lästige Pflichten wie das Schreiben von Quartalsberichten etwa in Unternehmen werden von den Schreibrobotern übernommen. Systeme der Firmen wie NarrativeScience

9 Markus Appel und Constanze Schreiner: Digitale Demenz? Mythen und wissenschaftliche Befundlage zur Auswirkung von Internetnutzung, in: Psychologische Rundschau 65, 2014, S. 1–10.

Ja im Grunde ist es ein gefährliches Gut, das wussten die alten Mongolen schon. Wer die Wahrheit sagt, der braucht ein schnelles Pferd. Und es ist größtenteils nicht gewollt in dieser Gesellschaft. So wenn man sich einen Meter neben die Masse stellt.

Ich lese alles elektronisch. Und beschäftige mich auch in der Forschung sehr stark mit der Frage, wie uns Informationstechnologien beim Lernen unterstützen und auch, was Informationstechnologien für Auswirkungen haben, wenn wir Informationen suchen und wie wir uns demzufolge als Unternehmen mit der Organisation verhalten sollen, wenn wir wollen, dass unsere Produkte gefunden werden oder werden sollen, oder ich beschäftige mich auch mit der Frage, wie man dann Lernangebote konfiguriert.

Also hier auf der Arbeit bin ich zwischen acht und zehn Stunden hier im Netz.

oder Automated Insights verwandeln Unternehmensdaten ohne großes menschliches Zutun in lesbare Texte. Finanz-, aber auch Sportberichte werden auf diesem automatisierten Weg schon vielfach produziert. Die größte Nachrichtenagentur der Welt, Associated Press, nutzt intelligente Computersysteme, um täglich Millionen von Presse-Meldungen zu erstellen. Die Programme dahinter heißen nicht zufällig Sensemaker, denn sie sind tatsächlich in der Lage Phänomene zu identifizieren, zu beschreiben und aus Daten sinnvolle, für Menschen verstehbare Sätze zu erzeugen. Wir lesen und schreiben mit den Maschinen und oft können wir gar nicht angeben, welcher Teil von einer Maschine und welcher Teil von einem Menschen geschrieben wurde. Das ist unsere Gegenwart und wird noch mehr unsere Zukunft sein.

Wie unsere Zukunft schon bald aussehen könnte, hat 2016 IBMs Supercomputer Watson vorgemacht. Die künstliche Intelligenz hat das erste, allein durch artifizielle Intelligenz hergestellte Fachmagazin herausgebracht, ein sogenanntes ‚driverless magazine‘. Wie selbstfahrende Autos so ist dieses Magazin nicht von Menschen geschrieben und bebildert worden, sondern von digitalen, lernenden Systemen. Genauer geht es um das britische Marketing-Magazin The Drum. Für dieses Magazin hat IBM Watson die Texte geschrieben und die Bilder dazu ausgewählt und untertitelt.¹⁰ Die Journalisten kommen in der Ausgabe noch vor. Allerdings nur in der Rolle, dem künstlichen Intelligenzsystem Watson ein Interview gegeben zu

10 <http://www.thedrum.com/news/2016/06/15/ibm-watson-drum-team-first-magazine-edited-ai>.

Wenn sie sagen, wer weiß mehr vom anderen, die Maschine oder der Mensch, das setzt ja voraus, dass eine Maschine Subjekt ist und irgendetwas macht. Die Gefahr besteht ja eher darin, dass ein Mensch irgendetwas macht und die Maschine benutzt, um Daten zu erfassen und das wäre dann das Wissen. Also, was ich anwende, um meine Bedürfnisse zu befriedigen. Also eine Werbung macht das so.

Ich schreib jetzt immer so etwas wie «k1», wenn ich «keins» sagen will. Ich verknappe die Sprache. Außerdem kann man jetzt auch Bilder schicken oder Gifs. Ich spiele zum Beispiel immer mit jemanden das Kringspiel. Wir wohnen aber nicht am gleichen Ort und jetzt müssen wir nicht mehr sowas wie ein «O» machen mit Pfeilen, sondern ich kann einfach ein Gif machen, wo ein Hund im Kreis läuft.

Heute ist das eine Form Selbstverständlichkeit: Wir sind alle immer sofort erreichbar, müssen uns dann sogar eher schützen, dass wir dann unsere Ruhe haben.

haben, zu schlafen oder Computergames zu spielen, während IBM Watson die Arbeit für sie erledigt hat. Ein lernendes System wie Watson kann nach einigem Training so geschult werden, dass Leser des Magazins nicht unterscheiden können, ob die Zeitschrift von Menschen oder von einem Automaten erstellt wurde. Das gibt uns einen Eindruck davon, was sich auf dem Arbeitsmarkt in den nächsten Jahren ändern dürfte, wenn maschinelles Lernen und künstliche Intelligenz flächendeckend Einzug in unsere Arbeitswelt halten werden. Die Grenze zwischen Lesen von Menschen und dem Lesen von Maschinen wird durchlässig werden, weil die Maschinen unser Verhalten, unsere Interessen und Aufmerksamkeiten lernen können, meint denn auch der Chefentwickler von IBM Watson, David Kenny. Und eines der derzeit führenden Unternehmen im Bereich der virtuell verstärkten Wirklichkeit, die Firma Magic Leap, fragt programmatisch: «Why can't computer feel completely natural?» ‚Natürliche Computer‘ mag noch nach einem Oxymoron klingen, aber daran wird in Firmen wie Magic Leap gerade gearbeitet. Ob die Grenze zwischen den Maschinen und uns einmal ganz verschwindet, hängt an vielen Faktoren, vor allem der Beantwortung der Fragen, ob wir Maschinen als gleichberechtigten Teil unserer sozialen Welt akzeptieren, ja es überhaupt können. Sicherheitshalber füge ich hier hinzu, dass dieses Manuskript von einem Menschen geschrieben wurde, wirklich.

Roboter schreiben, Maschinen lernen und Menschen schreiben auf neue Weisen. Zum Beispiel Wattpad, das ist die größte soziale Schreibplattform

Wissen bedeutet für mich Bildung. Wissen ist das, was ich mir im Alltag, auch für mich selber aneigne. Was mich interessiert. Das, was ich aufschnappe, das, was ich davon behalte.

Ich tippe mir mühseligst meine Nachricht ein und eine Sekunde später kommt von meinem Sohn schon die Antwort. Das ist faszinierend und deshalb brauche ich nicht eine Anleitung, wie ich schneller tippe und einen dickeren Daumen oder dickeren Zeigefinger bekomme, überhaupt nicht, aber wenn ich im Internet am PC sitze, dann könnte ich schon einiges lernen, wie man dieses Wissen vielleicht besser nutzen kann.

Bei wichtigen Menschen künde ich das an. Also meinen Eltern sage ich jetzt zum Beispiel, ich mache meine Handy aus, auch bei meinen besten Freunden. Wenn ihr mich erreichen wollt, entweder ruft ihr mich über das Haustelefon an, was ich nicht besitze, oder schreibt mir bei Facebook, wo ich dann zweimal am Tag reingucke oder ihr schreibt mir einfach eine Mail. Also mehr oder weniger der Oldschool-Weg und nicht über WhatsApp, Telegram, Threema, Messenger.

der Welt. Etwa zwei Millionen Autoren und Leser teilen auf dieser digitalen Plattform jeden Tag ihre selbstgeschriebenen Geschichten, kommentieren und verbessern die Erzählungen, Romane oder Gedichte. Wattpad gibt es auf vielen Sprachen, so dass jeden Tag mehr als hunderttausend Geschichten in den Sprachen dieser Welt geteilt werden. Vielgelesene Autorinnen wie Anna Todd bekommen hier mehr als zehntausend Kommentare pro Tag für neues Kapitel, das sie hochgeladen haben. Man spricht von sozialen Lesen und Schreiben und meint damit eigentlich die alte Sache, dass Bücher nicht nur abstrakt von Institutionen wie Verlagen und Feuilletons verhandelt werden, sondern auch unmittelbar zwischen Autoren und Lesern. Leser sind hier Autoren und Autoren sind Leser. Auch wenn kaum ein Feuilleton von Wattpad Notiz nimmt und der Literaturbetrieb auch die anderen, zahllosen digitalen Foren und Selbstverlage übersieht, findet hier auf Wattpad, in Fanfiction-Foren oder auf Goodreads millionenfach das Gespräch über Literatur statt. Und selbst Rezensionen auf Amazon bestimmen weit mehr, was tatsächlich gelesen wird, als es sich der etablierte Literaturbetrieb vorzustellen vermag. Die Welt der Bücher ist also viel größer als es die gut 300 Neuerscheinungen jeden Tag in deutscher Sprache erahnen lassen. In den digitalen Foren und Kaffeehäusern wird an einem Tag mehr über Literatur geredet als vor zweihundert Jahren in den Kaffeehäusern und Debattierclubs in London in einem Jahr. Das sind natürlich nicht alles Glanzlichter der Rhetorik, die Romane selten einer neuer Charles Dickens und die Gedichte nicht unbedingt

Wissen ist das, was ich Neues aus jedem Tag mitnehme. Das ist für mich Wissen. Was man jeden Tag neu erlernt, was ich aus jedem Tag so für mich mitnehme, wenn ich eine neue Tätigkeit aufnehme oder wo ein ganz neuer Tätigkeitsbereich anfängt, das ist Wissen.

Zählen wir uns zur vernetzten Generation? Wo ich ganz klar sagen würde: ja. Gleichzeitig bewerten und betrachten wir in unserer Funktion als Lehrenden und bemerken in unseren Seminaren: Vielen Leuten fällt es schwer Texte zu lesen. Es ist also durchaus möglich Teil dieser Generation zu sein und darüber reflektieren zu können. Man ist dem nicht notwendigerweise ausgeliefert.

Weiß ich nicht, kann ich so nicht sagen. Sicher eine Verbundenheit zu dem Ort, wo man aufgewachsen ist. Aber jetzt bin ich da auch schon über dreißig Jahre weg, man kennt da keinen mehr so richtig und auch die Struktur verändert sich dort. Ist das meine Heimat? Muss ich mir selbst meine Heimat sein? Auch die Familien verändern sich, die Kinder sind weg. Oder sind die Freunde die Heimat, kann ich nicht klar sagen.

so nachdenklich wie die Hölderlins. Aber es ist die Literatur, die Millionen Menschen bewegt und zum eigenen Schreiben inspiriert. Das digitale Zeitalter hat das Potential die Welt in ein großes Klassenzimmer zu verwandeln. Die Aufklärer der Londoner Kaffeehäuser wären darüber sehr glücklich.

Längst gibt es Formate, die mit dem Literaturbetrieb, wie wir ihn kennen, kaum noch etwas zu tun haben. Bekannte Geschichten wie etwa die Romane von Jane Austen werden im Format von Twitter-Nachrichten noch einmal erzählt oder als Videoblog neu inszeniert. Hochliterarische Formen und avantgardistische Gedichte finden sich auf den einschlägigen Foren ebenso wie ambitionierte Formate wie die Romane von Reif Larsen, dessen jüngstes Buch *Entrances & Exits* gar nicht mehr gedruckt werden kann, sondern nur auf dem Handy gelesen werden kann, weil es die Funktionen von Google Streetview voraussetzt. Damit rede ich nur von der schönen Literatur, der Belletristik, die freilich immer noch den größten Teil der Buchproduktion ausmacht. Was für eine reiche, vielfältige und kaum geregelte Kreativität findet sich hier. In Formaten und Foren, die wohl eher die Jüngeren kennen, gibt es eine digitale geteilte Literatur, die in ihrer Vielfalt und in ihrem Umfang den etablierten Literaturbetrieb zu einer Teilöffentlichkeit reduziert hat. Nur hat der das noch nicht wahrgenommen. Es gibt mehr Literatur und Kultur im digitalen Zeitalter, als es sich die Feuilletons erträumen.

Immer öfters aber gehen die alte und die neue Welt ineinander über. Der Schriftsteller John Green ist nicht nur einer der bedeutendsten Jugendbuchautoren weltweit. Seine Bücher wie sein jüngster Roman *Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken* finden Millionen Leser, werden übersetzt und verfilmt. Aber

Ich glaube man braucht ein gewisses Wissen, um Wissen zusammenzuführen. Also Wissen, das mehr ist als Faktenkenntnis. Und das ist genau das Faszinierende an Leuten, die Kompetenzen auf verschiedenen Gebieten haben. Ob Wissen jetzt auch schaden kann, um einfache Dinge zu erkennen oder im Alltag handlungsfähig zu sein ... das kann ich mir auch schon vorstellen. Im Alltag müssen manchmal auch schnell Entscheidungen getroffen werden und dann bleibt nicht die Zeit diese ausführlich vorzubereiten. Manchmal auch Sachen zu kompliziert gedacht werden, um sie in bestimmten Zusammenhängen realisieren zu können. Diese Facette von Wissen gibt es auch. Aber das soll jetzt niemanden vom Lernen abhalten oder sich Wissen anzueignen.

Bei meiner digitalen Wahrnehmung merke ich schon, dass es mir wesentlich schwerer fällt abzuschalten.

Das ist aber auch im Moment nur diese in-between Generation von Eltern, die damit nicht umgehen können.

John Green ist nicht nur der Schriftsteller im klassischen Sinne, sondern auch ein Star im Internet. Und das, weil er in Videoblogs erklärt, warum es gut ist, nach den Ferien wieder in die Schule zu gehen, wie es zum Ersten Weltkrieg kam oder was in Syrien gerade passiert. Den Blog Brotherhood 2.0 betreibt er mit seinem Bruder Hank Green seit 2007 und Millionen große und kleine Menschen schauen zu. Damit nicht genug, betreibt er soziale Projekte über das Internet, hat einen Plattenlabel für junge Musiker gegründet und vereint seine Fans zu Aktionen und Initiativen, die Welt besser zu machen. Nerdfigthers nennen sich seine Leser, Zuschauer und Mitmacher, unter ihnen so prominente Namen wie Benedict Cumberbatch. 2013 wurde Green für sein Buch *Das Schicksal ist ein mieser Verräter* mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet. Green verbindet die digitale und die analoge Welt so selbstverständlich wie das auch seine Leser tun. Für sie gibt es den Gegensatz zwischen den digitalen Medien und Formaten und den etablierten Formaten des Lesens und Schreibens längst nicht mehr. Lese- und schreibfähig ist im digitalen Zeitalter derjenige, der wie John Green zwischen dem Digitalen und dem Analogen, dem Gedruckten und dem Virtuellen, den sozialen Medien und den etablierten Medien hin und her wechseln kann. Das sind die Literaten der Gegenwart.

Nicht nur der Literaturbetrieb ändert sich, wird vielfältiger jenseits der etablierten Institutionen, und nicht nur ändert sich das Schreiben, weil Maschinen das Schreiben lästiger Pflichten abnehmen und Autoren und Leser dicht vernetzen. Wir nutzen auch immer öfters Maschinen, um Texte zu verstehen. Denn ein immer größerer Teil der Kultur ist digital.

Manchmal ist es voll schön, wenn ich nicht so viele Dinge weiß, wenn ich weniger Wissen über etwas habe, weil ich dann gefühlt spontaner, oder auch naiver reagiere auf Dinge, aber das dann ehrlichere Reaktionen sind und daraus dann auch zum Beispiel kreative Dinge entstehen können und das ist dann für mich auch irgendwie weise. Andererseits glaube ich auch, dass ich zumindest auch manches Wissen um mich irgendwie durch mein Leben zu kriegen, das ist auch weise wenn ich damit überleben kann.

Also, dass ich sehr viel häufiger das Gefühl habe, ich müsste sehr viel mehr mitkriegen und über sehr vieles informiert sein und über vieles auf dem Stand sein, weil ich es einfach kann, Stichwort: Eilmeldung, Stichwort: Onlineartikel. Unterwegs, irgendwo an der Ampel zwischendurch zwei Minuten einen Artikel lesen.

Wir schaffen immer mehr. Wir halsen uns immer mehr auf, wir packen uns den Rucksack immer voller. Obwohl man das unbewusst macht.

Goethes Faust, Mozarts Werke, Leonard da Vincis Gemälde liegen als digitale Editionen vor, die nur einen Mausklick entfernt sind.¹¹ Anmerkungen Goethes während seines lebenslangen Schaffensprozesses am Faust, die handschriftlichen Korrekturen Mozarts an seinen Sinfonien oder die erst im Röntgenlicht erkennbaren Vorstufen zu da Vincis Gemälden lassen sich am Bildschirm in einem Detailgrad studieren, den das Druckzeitalter kaum kennen konnte, weil Gemälde zu wertvoll sind, um von so Nahem betrachtet zu werden oder Handschriften nur ausnahmsweise für Spezialisten in Archiven zugänglich sind. Jetzt ist eine mittelalterliche Handschrift aus Japan nicht schwerer zugänglich als eine Tageszeitung. Damit verlieren die Hierarchien der Kultur an Geltung, eine Demokratisierung der Kultur ist möglich und die nicht geringe Aufgabe der Museen, Archive und der Kulturwissenschaften. Sie können Texte, Bilder und Musik miteinander verknüpfen, ja sie können hörbar und nachlesbar machen, wie sich das New York der zwanziger Jahre angehört hat.¹² Das Internet setzt nicht mehr die Grenzen, die noch das Druckzeitalter setzen musste.

Ganze Kontinente unbekannter oder nur schwer zugänglicher kultureller Schätze sind in der Archivverzeichnissen und Bibliothekskatalogen

-
- 11 Faust-Edition, <http://beta.faustedition.net>; Digital Mozart Edition, <http://dme.mozarteum.at/DME/>; Universal Leonardo, <http://www.universalleonardo.org>.
- 12 Emily Thompson: Making Noise in The Roaring 'Twenties. Sound and Aural History on the Web. In: The Public Historian 73(4), 2015, S. 91–110.

Was ist Wissen? Interessant. Wenn ich mich auf anderen Gegebenheiten einlasse, wenn ich mich in andere Bereiche hineinlese oder hineindenke. Wenn ich mich mit irgendwelchen Gegebenheiten auseinandersetze oder mich Problemen stelle. Wenn ich zum Beispiel etwas von anderen lernen kann oder etwas beigebracht bekomme.

Ich glaube schon, dass die Kommunikation zu großen Teilen verkürzt ist. Dementsprechend auch Wissen. Wenn man diesen Zusammenhang von Art der Kommunikation und Wissen sieht, dann wird vielleicht auch das Wissen verkürzt.

Ich versuche dann immer, dass die Leute in den Diskussionen dann nicht googeln, weil ich es total doof finde, weil es jede Diskussion tötet. Aber im Endeffekt googelt man dann doch. Weil man so eine Diskrepanz hat in seinen Meinungen und dann eine halbe oder Dreiviertelstunde diskutiert.

schon zusammengeführt. Entdeckungsfahrten durch die Verzeichnisse und Katalogen brauchen noch immer nachdenkliche Aufmerksamkeit, aber der Radius der Erkundungen ist so viel größer geworden. Noch nutzen nur wenige etwa den WorldCat, den Katalog vieler tausender Bibliotheken dieser Welt, noch nutzen nur wenige die Möglichkeiten computergestützter Analysen von kulturellen Datenbeständen, wie sie die Digital Humanities in den letzten Jahren bereitgestellt haben. Dabei erlauben es statistische Verfahren und computergestützte Werkzeuge wie etwa Googles Ngram-Viewer Millionen von Büchern in vielen Sprachen zu durchsuchen, um etwa im Vergleich zu sehen, in welchen europäischen Ländern die Industrialisierung zuerst ein Thema war oder wie sich die Idee von der Kulturnation im 19. Jahrhundert in Europa verbreitet hat. Statistische Verfahren können unterscheiden, ob ein Roman aus dem Zeitalter der Aufklärung stammt oder im Realismus des 19. Jahrhunderts geschrieben worden ist. Rechnergestützte Verfahren können ermitteln, ob ein Text von einer Frau oder einem Mann geschrieben wurde. Andere Verfahren vergleichen die Motive in den Märchen der Völker und versuchen herauszufinden, welche Märchen am engsten mit welchen anderen Märchen verwandt sind. Datenbanken wie DBpedia, die hinter Wikipedia stehen, zeigen uns aufgrund der Komplexität ihrer Verlinkung der Wikipedia-Artikel an, welche Schriftsteller in der Welt am meisten Interesse finden (es ist William Shakespeare). Verfahren der Ermittlung von Emotionen können Muster des Handlungsverlaufs in denjenigen Geschichten erkennen, die die meisten Leser finden. Vielleicht können solche Analyseverfahren sogar voraussagen, welcher Roman ein

Wissen. Ist die Frage, aus welcher Perspektive man das betrachtet. Wenn man in der Pädagogik ist, gibt es klare Parameter wie man Wissen bezeichnet. Aber ich würde sagen, alles was man von klein an in seiner Umgebung lernt, ist ein Teil des Wissens jeder Person. Also ein personales Wissen.

Kinder telefonieren nicht mehr. Telefonieren ist etwas vollkommen Fremdes. Die schicken sich nur noch Nachrichten per WhatsApp. Selbst wenn man eine relativ schnelle Rückmeldung braucht, müssten man eigentlich jemanden anrufen, dann würde man vielleicht die direkt die Rückmeldung bekommen. Aber es wird trotzdem nur eine WhatsApp-Nachricht geschickt.

Die Frage ist, ob das einzelne Däumelinchen, das diesem Universum gegenübersteht, inwiefern dieses dann nicht überfordert wäre, das Individuum mit dieser Flut und diesen Ordnungsanforderungen, das steht aus meiner Sicht in Frage.

Bestseller wird.¹³ Computergestützte Verfahren werden uns selbstverständlich in den nächsten Jahren begleiten, wenn wir die Kulturen, Sprachen und Literaturen der Welt erkunden. Den aktuell noch so gepflegten Gegensatz zwischen analoger und digitaler Kultur werden wir nicht mehr kennen. Die digitale Kultur wird die analog in sich aufnehmen.

Die Digitalisierung der Kultur macht uns also nicht dumm. Sie bereichert die Sprache und die Literatur und das in fast allen Sprachen und noch mehr Formaten. Sie verlangt von uns nicht weniger zu lesen oder zu schreiben, sondern die digitalen Techniken der Erkundung von Kultur zu erlernen und zu lehren. Von den digitalen Möglichkeiten aber machen wir vielfach noch wenig Gebrauch. Sobald es um Kultur geht, bewegen wir uns im Netz wie wir es in der Schule gelernt haben. Bei Google nutzen wir nur den einfachen Suchschlitz und fast nie die differenzierten Abfragetechniken, die nur ein Klick weiter zu finden sind. Wenige nur nutzen die digitalen Kataloge etwa des British Museums und nur ganz wenige, die komplexeren statistischen Abfragen, selbst wenn diese wie Voyant-Tools schnell zu erlernen sind. Aber sehr, sehr viele lesen schon John Green oder schreiben auf Wattpad ihren eigenen Roman. Man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass diese Autoren und Leser bald schon die Roboter und digitalen Maschinen zu nutzen wissen, um ihre Geschichten so mit der

13 Jodie Archer und Matthew Jocker: The Bestseller Code. Anatomy of the Blockbuster Novel. New York 2016.

Da kann man sich natürlich überlegen, ob es ein objektives Wissen gibt. Das, was in Dissertationen steht, ist das ein objektives Wissen, weil das durch eine Studie geprüft wird? Oder ist das ein historisches objektives Wissen? Ich finde es da sehr schwer auf einen Begriff zu kommen.

Also im Grunde genommen neue Konventionen, die etabliert wurden von Webdesignern. Die dann wiederum auch verwendet durch uns. Sodass wir auch da eine Gleichzeitigkeit von alten Konventionen, Schriftformen, Schrifttypen, gut lesbar, serifenlos, Bilder, mehr Grafik als früher und dann neuen Konventionen: wie stellt man etwas dar. Da sind wir dann nur in unserem kleinen Kulturkreis.

Also das erste, was ich machen würde, wenn ich Kinder hätte, wäre meine Smartphones abschaffen, damit sie nicht auf meine Smartphones daddeln. Also viele Eltern nutzen das Smartphone, iPad was auch immer, nenn es wie du möchtest, als kostenlosen Babysitter und das ist einfach so ein Grundding, wo ich gegen bin. Da sag ich einfach nein.

Welt zu teilen, dass die Rede von der Globalisierung der Kultur mehr als nur Hollywood und Bollywood meinen wird.

III.

Damit Sprache und Literatur im digitalen Zeitalter die Bedingungen für die Freiheit des Einzelnen und für die Selbstverständigung der Gesellschaft bleiben, ja dieser Aufgabe in einem Maßstab gerecht werden können, den sich das 19. und 20. Jahrhundert nicht vorstellen konnten, als die Ästhetisierung und Verbürgerlichung der Gesellschaft zwei Seiten eines Vorgang der Herausbildung unserer modernen, offenen Gesellschaft waren, braucht es ein offenes Internet. Das ist keine Sonntagsanmerkung. Nicht nur Staaten wie China oder der Iran strangulieren den freien Austausch der Gedanken in den Sprachen und Literaturen dieser Welt. Auch liberale Demokratien schränken das Netz ein, beharren auf einem Urheberrecht aus dem 19. Jahrhundert und geben die so wichtige Netzneutralität auf, statt allen Gedanken, Sprachen und Literatur so lange denselben Platz im Internet zu lassen, solange diese andere Meinungen ihrerseits respektieren. Auch die Wissenschaften teilen nur zögerlich ihre Daten, so dass das Wissen der Welt inzwischen einem Oligopol von drei Verlagskonsortien gehört. Wissenschaftler ärmerer Länder, deren Schulen und Universitäten sich nicht die horrenden Preise für die Fachjournale leisten können, sind vom Wissen abgeschnitten und müssen illegale Wege wie Sci-Hub.la nutzen, die größte Schattenbibliothek der Welt. Kulturelle Institutionen wie die Deutsche Akademie für Sprache und

Ich denke bei Wissen an: Verständnis der Welt. Warum die Dinge, wie sie jetzt erscheinen, so geworden sind, wie sie sind. Und das hilft mir Entscheidungen zu treffen.

Mein Verhalten hat sich dahingehend geändert, dass ich viel mehr Zeit damit verbringe mir Dinge im Internet anzugucken, einfach so lapidaren Blödsinn. Das hat sich verändert. Und ich bekomme auch viel mehr Informationen, die ich eigentlich gar nicht erhalten will, die einen teilweise auch verunsichern oder die man nicht einordnen kann. Eine Information, die zu kurz, zu schnelllebig oder zu unreflektiert ist. Und ich finde das ab und zu ein komisches Gefühl.

Und diese Fähigkeit da multiple Perspektiven offenzuhalten, das ist schon wichtig. Und ich glaube, dass das auch fehlt, und im Netz fehlt halt auch Empathie.

Dichtung sagen viele schöne Sätze über Büchern und Autoren, aber nichts zu Netzneutralität oder Open Access, als gäbe es die Digitalisierung der Kultur nicht. Eine offene Gesellschaft aber braucht ein offenes Internet für die Kultur. Für diese Offenheit braucht es die Wortmeldungen der kulturellen Institutionen und der Wissenschaften nicht weniger als die der Politik.

Anders gesagt: Wenn Roboter schreiben, Maschinen lernen und Menschen lesen, ist die Arbeit an der Kultur noch nicht von selbst getan. Vielmehr sind wir aufgefordert, uns zu entscheiden, in welchen digitalen Zeiten wir leben wollen. Es ist an uns, die immensen Möglichkeiten der Digitalisierung unserer Kultur für eine offene Gesellschaft zu nutzen und vielerorts auch zu verteidigen. Die Maschinen übernehmen nicht das Kommando. Wir sind gefordert, darüber zu diskutieren, in welcher digitalen Gesellschaft wir leben wollen, welche Bücher wir lesen können und welche Sprachen gehört werden. Das nehmen uns die Maschinen nicht ab, so nützliche Freunde sie für uns vielleicht schon geworden sind. In diesem Sinne kann und möchte ich Sie alle ermutigen, Ihre Stimme auch in Sachen Digitalisierung zu erheben. Es ist unsere Kultur, es sind unsere Sprache und Literaturen, um die es geht, wenn digitale Maschinen Teil unserer Gesellschaft werden.

Wissen hat jeder Mensch auf der Welt. Weisheit ist mehr der Schritt in die Reflexion des Wissens. Das Hinterfragen des Wissens, das Infragestellen. Das wäre ja Weisheit.

Ich schätze schon, dass die Maschinen mittlerweile mehr über uns wissen als umgekehrt.

Wir haben unsere Webseiten gerade grundlegend überarbeitet. Zusammen mit einer gründlichen Überarbeitung der Webseiten der Uni. Da war eine Anforderung eine responsive design zu haben, also responsive Webseiten, sodass man unabhängig vom Endgerät die Information immer vernünftig darstellt. Das war dann nicht frei von Konventionen. Auch neuen Konventionen, wie der Hamburger-Menü-Anzeige, von vielen verwendet. Ein «Zurück» dann immer oben da oder unten.

Prof. Dr. Gerhard Lauer ist Professor am Digital Humanities Lab der Universität Basel und war Gründungsdirektor des Göttingen Digital Humanities Centres der Universität Göttingen. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift «The Scientific Studies of Literature» und befasst sich mit der Erforschung von Schreiben und Lesen im digitalen Zeitalter. Zuletzt erschienen ist bei Reclam «Wilhelm von Humboldt, Schriften zur Bildung» (2017).

Es ist erst einmal ein Zugriff auf das, was andere gefunden, erfunden, verbreitet haben und ich kann darauf zugreifen.

Die Suche nach neuen Lebensformen, wie man das noch bei den 68ern hat beobachten können: das wäre jetzt auch die Frage, ob die vernetzte Generation so etwas schon hat. Ob das Tippen auf den Smartphones den kleinen Däumlingen den Namen gibt und dafür schon ausreicht, wäre jetzt auch die Frage. Sieht man es dann nur noch in den Alterspraktiken, macht es sich dann nicht mehr sichtbar wie in früheren Generationen, die man oft auch historisch oder politisch als Generationen verstanden hat?

Ich differenziere immer noch zwischen Heimat und Zuhause. Ich glaube meine Heimat wird sich nicht mehr ändern, das ist so ein Gefühl, das ich erlebt habe in einer Zeit, bevor es richtig Social Media gab. Aber ich glaube es existiert recht unabhängig voneinander. Mein Heimatgefühl wird sich nicht mehr ändern, das bleibt bei diesem einen Ort. Meine Zuhause-Gefühl verändert sich je nachdem, ob ich mich an einem Ort wohl fühle.

Erste Fragen und Gedanken zum Buch «Erfindet Euch neu!» von Michel Serres

Michael Corsten

Die kleine Fibel «Erfindet Euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation» vom französischen Wissenschaftshistoriker und Philosophen Michel Serres befasst sich mit dem gesellschaftlichen Wandel der letzten fünfzig Jahre. Dabei interessiert sich der Autor für den Zusammenhang zwischen dem Wandel der gesellschaftlichen Öffentlichkeit durch digitale Kommunikationsmedien und der Generation der heute Achtzehnjährigen, die seiner Auffassung nach auf deutlich veränderte Lebensbedingungen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung getroffen seien. Sie wären als «neuer Mensch geboren worden», hätten «nicht mehr den gleichen Körper und nicht mehr dieselbe Lebenserwartung, (...) lebt(en) nicht mehr in derselben Natur, nicht mehr im selben Raum.» (Serres¹⁴, S. 15).

In der Schrift entfaltet Michel Serres seine Argumentation in drei Teilen. Im ersten Kapitel beschreibt er die Generation der heute Achtzehnjährigen – d.h. der Mitte der 1990er Jahre Geborenen – und ihren zeithistorischen

14 Alle Zitate im Text beziehen sich auf das Buch «Erfindet Euch neu! Liebeserklärung an die vernetzte Generation» in der deutschen Übersetzung, die 2013 im Suhrkamp Verlag erschienen ist.

Irgendwas, was entweder zugänglich ist oder nicht zugänglich ist. Irgendeine Art von Informationen, die in ihrem Dasein ein bestimmtes Verhältnis zu Welt haben. Die auf irgendeine Art und Weise mit dem, was man als Mensch in der Welt macht, interagiert.

Natürlich wissen diejenigen, die hinter den Maschinen sitzen, noch mehr, aber allgemein ist es dann doch so, dass sich viele Menschen nicht mit der Technik auseinandersetzen, sondern sie einfach nutzen. Und sie vieles für gegeben erachten und sich nicht weiter damit beschäftigen.

Ich schätze, dass ich mindestens 8 Stunden im Internet bin am Tag. Und davon bin ich vielleicht 2–3 Stunden mindestens für die Uni mit Recherchen, Mails im Netz. Also es kommt immer darauf an, was du für Zeiten hast. Also wenn du gerade in der Prüfungszeit bist oder gerade irgendein Protokoll machen musst, Ausarbeitungen, das ist halt immer unterschiedlich. Also ich würde es halt nicht auf jeden Tag pauschalisieren.

Problemhorizont. Poetisch benennt er die neue Generation in der Kapitelüberschrift als «die kleinen Däumlinge» – eine Synekdoche, die zugleich auf das Hantieren mit den Daumen auf den kleinen elektronischen Geräten und auf ein Märchen von Charles Perrault aus der Jahrhundertwende vom 17. zum 18. Jahrhundert verweist. Das zweite mit dem Wort «Schule» überschriebene Kapitel behandelt Veränderungen des Wissens, der Wissensvermittlung und der kognitiven Veränderungen, die dadurch in den «Köpfen» der neuen Generation ausgelöst würden. Auch dazu arbeitet sich Serres an einem Bild ab. Es handelt sich um die Legende vom Bischof Dionysius (was für ein Name für einen Geistlichen), der als Christ von den Römern enthauptet, seinen Kopf unter den Arm nimmt und mit sich trägt. Dieses Bild überträgt Serres auf die jungen Erwachsenen von heute, die mit ihren Laptops, Tablets und Smartphones ebenso ihren Kopf (ihr ganzes Wissen) unter dem Arm mit sich tragen. Und in dem mit «Gesellschaft» überschriebenen Schlussteil (dem mit fast 30 Seiten längsten Kapitel) des Büchleins entfaltet Serres eine utopische Sicht der Gesellschaft, deren Neuerungen er in Form von kleinen Lobliedern preist. Das Buch endet mit einer wunderlich-bizarren Szene am Pariser Eiffelturm, der von elektromagnetisch erzeugten, chromatischen Lichtzungen umspielt wird, die durch Laserstrahlen erzeugt würden als «Baum in Flammen, lebendige Neuheit.»

Aus soziologischer Sicht finde ich an Serres' Buch dreieinhalb Fragen anregend und herausfordernd, teils sogar provozierend. Die erste Frage betrifft das Gesellschaftsbild, das Serres anhand einer Reihe von Behauptungen über heutige soziale Strukturndynamik zeichnet, und das den

Ich habe sowieso schon eher das Gefühl, dass sowieso das Wissen selber nicht mehr vermittelt wird, sondern vermittelt wird, wie gelange ich an das Wissen, wenn ich es brauche. Als Historiker ist das sowieso für mich immer ein Leitmotiv, Datenwissen braucht man nicht, wenn man genau weiß, wo es steht und die Zusammenhänge versteht. Ich glaube, dass der Umgang mit den Geräten vermittelt wird, als das Wissen selber. Das ist vielleicht auch nicht immer der genau richtige Weg, weil unheimlich viel Eigeninitiative auch gefragt ist, dass auch wirklich was hängen bleibt, was nutzbar ist für den weiteren Lebensweg.

Die Angst etwas für meine Kinder zu verpassen. Ich hatte das halt auch schon im Kindergarten, oder in der Schule, da stehe ich dann da und sie fragen: kann ich mich heute verabreden. Und dann sage ich, da müssen wir erst nachhause und jemanden anrufen.

Es gibt einen Wirt in einer Stadt, da steht «Smartphones verboten! Hier unterhalten wir uns nur noch mit uns selbst.»

Problemhorizont der jungen Generation ergeben soll. Darin ähneln Serres' Beschreibungen aktuellen Zeitdiagnosen, die mit dem Ausruf neuer Generationen einhergehen: «Generation Y», «Generation Me», «Digital Generation», usf. – bis hin zu «Generation Merkel». Die zweite Frage bezieht sich auf die Aussagen zum «Habitus» der «kleinen Däumlinge», denen zufolge sich Körperlichkeit und Wissensaneignung der «kleinen Däumlinge» durch die Art der Mediennutzung und damit einhergehender gesellschaftlicher und technischer Wandlungen ändere. Und die dritte Frage reflektiert meta-soziologisch die Haltung des Autors Michel Serres selbst – der generationstheoretisch gesprochen –, sich als Vertreter der Generation der Großväter an die Enkelgeneration wendet, und ihnen sentimentalisch-sehnsüchtig den Entwurf einer Utopie andichtet, frei nach Geyers schwarzer Haufen: «Geschlagen ziehen wir nach Haus, heia oho! Unsre Enkel fechtens besser aus.» (zitiert nach von Reder, 1885). Dabei interessieren mich beiläufig auch die Bilder und künstlerisch-literarischen Anspielungen, die Serres zur Ausschmückung der Hintergrundlandschaft in seinem Generationsportrait verwendet.

Frage 1: Veränderung der gesellschaftlichen «Landschaft» als Initial einer neuen Generation?

Michel Serres benennt im ersten Kapitel seines Buches «zehn oder zwanzig Variablen» als Neuheiten, die der Generation der heute Achtzehnjährigen in Form einer qualitativ neuen Lagerung entgegentreten. Ganz im Einklang

Oh Gott, dass dürfen sie mich nicht fragen, jetzt fange ich an drei Stunden zu reden. Das kann ich persönlich gar nicht definieren, weil ich da zu stark in der Fachwelt bin. In unser Disziplin ist Wissen all das, was irgendwie existiert als Zuweisung über Sachverhalte, die vermutet oder beobachtet werden, und es wird dann auch unterschieden zwischen implizitem und explizitem Wissen. Die Fragen, die Sie da haben, sind explizites Wissen. Und ich rede gerade auch aus meinem impliziten Wissen heraus.

Wieso hast du dein Telefon nicht mit!? Ich finde persönlich, da ist auch so ein Druck dahinter.

Neulich hab ich das gehört, wo ein Papa das mit beobachtet hat, dass das Kind immer nur mit seinem Freund über WhatsApp gemacht hat und haben zig mal hin und her geschattet und dann hat der Vater doch mal gesagt «Ruf doch mal an, das geht doch viel schneller», weil die kamen nicht zum Punkt und dann hat der per WhatsApp geschrieben: «Darf ich dich mal anrufen».

mit der klassischen soziologischen Generationstheorie in der Tradition von Karl Mannheim malt Michel Serres anhand dieser «Neuheiten» die besondere «Erlebnisschichtung» (Mannheim) einer Generation aus. Kennzeichen dieser veränderten Erlebnisstrukturen seien Prozesse der Verstädterung, die Natur und das Leben auf dem Land zum Freizeitvergnügen oder Tourismus machten. Auch die Bevölkerungsexplosion auf mittlerweile sieben Milliarden Menschen stelle eine «rein physisch» bedeutsame Veränderung dar. Weitere Veränderungen des heutigen Lebens, die Serres anführt, sind: gestiegene Lebenserwartung, veränderte Familienstrukturen (Alter bei der ersten Ehe, Scheidung), lange Friedenszeit, fehlender Hunger, Multikulturalismus.

Spätestens auf Seite 11 (auf der dritten Seite seines Textes) dürfte klar geworden sein, dass er von den jungen (achtzehnjährigen) Französinnen und Franzosen als den «vom Glück Verwöhnten» redet, die aufgewachsen seien, «ohne das karge Landleben, die Haustiere, die Sommerernte, kriegerische Konflikte, Friedhöfe, Verwundete, Hungernde, das Vaterland, Blutfahnen, Kriegerdenkmäler etc. gekannt (... und, MC) (o)hne jemals im Leid die Lebensnotwendigkeit einer Moral erfahren zu haben» (Serres, S. 11).

Gebildet worden seien die jungen Erwachsenen 'durch die Medien, die aufgrund ihrer «Verführungskraft» und als «lautstarke Erzieher» die Aufmerksamkeitsspannen («Hör- und Sehdauer») und die Köpfe der nachkommenden Generation verändert hätten (Serres, S. 14). Auch Sprache und Arbeit hätten sich verwandelt. Der offiziell in den Dictionnaires dokumentierte Wortschatz des Französischen sei sprunghaft angestiegen, die Plagen der schweren körperlichen Arbeit vorbei. Heute bestehe die Arbeit aus dem Multitasking der

Es gibt viele Arten von Wissen. Manchmal fehlen vielleicht die Begriffe dafür, aber es gibt ein Wissen, das ich mir aneignen kann, und es gibt ein menschliches Wissen. Jemand, der viel weiß, ist nicht unbedingt schlau.

Da frage ich mich, wie passiert das denn in China oder wie passiert das in Arabien? Wo Schrift und Bild noch andere Bedeutungen und Verknüpfungen haben und auch ineinander übergehen. Wie lässt sich das dann darstellen? Was mich im Frühjahr sehr beeindruckt hat: Schrift, Bild und Ornament auf der Alhambra in Grenada. Ein Beispiel par excellence. Andere gibt es auch aber da sehr intensiv. Wäre das heutzutage noch möglich? Würde unter ähnlichen Rahmenbedingungen heutzutage so etwas noch entstehen? Bin ich mir nicht sicher.

Ich finde es ganz schade, wenn Menschen ganz alleine in ihrem Zimmer oder Keller hocken und da in ihrer virtuellen Welt leben. Und das würde dem einen oder anderen nicht schaden, wenn er mal unter Menschen kommt.

gleichzeitigen Aufnahme von verschiedenen Informationen aus meist elektronischen Quellen. Serres schreibt den Angehörigen der jungen Generation einen neuen Individualismus zu, bezeichnet sie als «Atome ohne Valenz» (S. 18), frei von «Ideologien» und «rekrutierten Zugehörigkeiten» (S. 17). Zudem sei ihnen das Wissen «immer schon vermittelt», weil es ihnen «überall im Netz» verfügbar sei. Der alte Raum den konzentrierten Wissens sei aufgelöst und nun verteilt «auf den ganzen Raum der Weltgesellschaft» (S. 21).

Serres fasst die hier nur angedeuteten Veränderungen als epochalen Wandel, vergleichbar mit den Kulturentwicklungen der Schrift in den frühen Hochkulturen und mit dem Buchdruck in der Renaissance.

Serres Zeitdiagnose und Generationsthese sind aus verschiedenen Gründen schwer zu fassen. Erstens beschreibt er die von ihm herangezogenen Befunde nicht immer präzise. Aufgrund des häufigen Gebrauchs von Possessivpronomen wird an mehreren Stellen nicht deutlich über wen oder was er spricht. Welche Alters- oder Generationsgruppen sind mit «seine(n) Großeltern» gemeint, die «einander bei ihrer Hochzeit ewige Treue geschworen» (S. 10) haben? Sind es die Großeltern der heute Achtzehnjährigen? Wer ist mit «ihren Eltern» angesprochen, die «erbten als sie keine dreißig waren» oder mit «fliegenden Fahnen in den Krieg» zogen? Zweitens stellen die meisten der von ihm benannten gesellschaftlichen Veränderungen gerade keine qualitativen Sprünge dar, die erst für heutige Generation der Achtzehnjährigen bestehen, sondern es handelt sich um lineare Entwicklungen: kontinuierliche Steigerung der Weltbevölkerung, der Lebenserwartung in den OECD-Ländern, der Scheidungsraten, der

Wenn man eben Wissen über etwas hat. Ja das ist schwierig zu definieren. Wenn man spezielle Prozesse oder Hintergründe von einem bestimmten Thema kennt. Das würde ich als Wissen bezeichnen. Oder wenn man bestimmte Sachen hinterfragt und dann darüber informiert. Dann besitzt man Wissen darüber oder dadurch erlangt man dann Wissen.

Der hat geschrieben, da muss ich noch antworten, dem muss ich noch schreiben, dem muss ich noch absagen. Da mache ich mir selbst Druck mit, was ich eigentlich nicht gut finde. Darf ich nicht machen.

Wir brauchen eine Medienkompetenz auf breiter Flur. Nicht in dem Sinne, dass wir jungen Menschen, egal mit welchem Bildungshintergrund, erläutern müssen, wie nutzt man solche Geräte. Das geht eher in die Richtung des Bewertens von Informationen. Welche dieser Tausend Treffer werden für mich relevant und wie kriege ich die relevanten raus? Und was an Informationen – auch über eine Zeitung und guten Journalismus – was stelle ich dann doch in Frage?

Anteile höherer Bildung mit jeder Generation, sowie der kontinuierlichen Abnahme der Agrikultur und der Zunahme des Wohlstands (gemessen am BIP) westlicher Nationen. Manche seiner Prognosen sind geschönt und allzu optimistisch – etwa die zum Multikulturalismus. Ganz übergeht er in seinen 70 Jahren Friedfertigkeit in Frankreich den Algerienkrieg von 1954 bis 1962 oder den Vietnamkrieg. Und während er in Bezug auf Kommunikationsmedien und Öffentlichkeit von der «ganzen Weltgesellschaft» redet, übersieht er große Teile der Weltgesellschaft in seiner Friedens- und Wohlstandsdiagnosen. Und angesichts des erstarkten Rechtspopulismus scheinen vielen heutigen Franzosen Vaterland und Blutfahne nicht ganz so fern.

Trotz dieser Einwände enthält Serres Generations- und Gesellschaftsdiagnose einen instruktiven Kern, nämlich die Frage, ob durch die Kulmination der gesellschaftlichen Veränderungen in ihren Lebenslaufmustern die Angehörigen der jungen Generation eine kritische Schwelle zu einer neuartigen Weltanschauung überschritten haben. Dies führt zur Frage nach dem Habitus – zum neuen Geist in neuen Körper der «kleinen Däumlinge».

Frage 2: Ein Habitus derjenigen, die stets alles Wissen mittragen und abrufen (können)?

Ausgangspunkt für die zweite Gruppe von Befunden ist die Beobachtung einer nahezu vollständigen Auslagerung und Speicherung des gesellschaftlichen und individuellen Wissens in den Digitalen Medien – das Wissen

Ich glaube, ich würde Weisheit eher in Bezug zu Erfahrung setzen als mit Wissen. Wobei natürlich Erfahrung auch eine Form von Wissen ist. Aber ich glaube nicht, dass man Weisheit dadurch erlangt, dass man Enzyklopädien auswendig lernt, sondern indem man sich ein erfahrungsbasiertes Wissen ansammelt.

Vielleicht erweitern digitale Medien unsere Wahrnehmung dahingehend, dass man sich weniger in seinem eigenen sozialen Kreis bewegt und dass man schneller über das Regionale hinausgeht und einen größeren Kreis bedient.

Früher hat man gedacht, man könne sich der Kommunikation entziehen, dieses Bewusstsein ist verschwunden, gerade bei den Dichtern und bei den Künstlern, die haben ja oft diese Gebrochenheit gegenüber dem Kommunikationszwang an den Tag gelegt. Das sehe ich also überhaupt nicht mehr.

einer Kultur als der abgeschlagene (dem eigenen Körper/Hirn ausgegliederte), aber stets unter dem Arm mitgeführte Kopf des Dionysius. Serres schreitet diese kulturkognitive Veränderung anhand einer Reihe von Entgegensetzungen: als Verhältnis von Hard- und Software (Hartes und Weiches), Raum und Format (einer Seite), Stimme und Schweigen (Rede- und Schweigepflichten, Rede- und Schweigeterritorien), Statik/Mobilität, Disparates/Klassifiziertes. In der Aufhebung dieser Gegensätze sieht Serres die epochale Veränderung hin zu einer gesellschaftlichen Architektur ohne Zentrum, Entscheidungsfindung ohne Entscheider, Mobilität ohne Fahrzeuglenker und der Verabschiedung des abstrakten Begriffs.

Serres stellt eine Architektur der Zirkulation, des Umherlaufens, der diffusen Oralität und der Bewegungsfreiheit einer Körper- und Wissensordnung gegenüber, die Redner und Schweigende trennt, Reden und Handeln der einen nur auf Kosten des Stillsitzens und Schweigens der Anderes möglich sei. Serres ruft mit dieser neuen, mobilen Zirkulation von Körper und Wissen das Ende einer Pädagogik der Ausrichtung auf zentrale Autoritäten, «des Gerichtssaals auf den Richter, des Theaters auf die Bühne, des Hofes auf den Thron, der Kirche auf den Altar, des Wohnraums auf den Herd..., der Vielheit auf das Eine» (Serres, S. 37/38) aus. Ohne es direkt auszusprechen verkündet sehr die Ablösung einer öffentlichen Ordnung des One-to-Many durch die disparate Verteilung der «Many-to-Many».

Es lässt sich also schlussfolgern: Der neue Habitus der «kleinen Däumlinge» entsteht durch das Bewohnen und Begehen jenes Raums der disparaten Verteilungen, den Serres an Boucicauts Prinzip der Serendipität illus-

Ich sehe das ambivalent. Ich häufe sehr gerne Wissen an. Gleichzeitig frage ich mich kritischphilosophisch, was ich eigentlich wissen kann. Das ist so die simpelste Übersetzung, die ich dazu geben kann.

Das habe ich auch anhand meines Berufs erkannt, dass viele Leute sich gar nicht mit der Technologie auseinandersetzen. Und dass einiges verloren geht. Und dementsprechend die Maschinen dann mehr wissen.

Aber ich denke auch außer den Menschen, die sich explizit mit der Informationstechnologie befassen, macht sich wahrscheinlich nur so ein kleiner Teil bewusst Gedanken darüber, was die Maschinen eigentlich wissen und wenn, dann höchstens aus einem Datenschutzkontext. Aber nicht so generell. Also ich hab für mich eher die Frage, wer will mit wem. Der Hund mit dem Schwanz oder der Schwanz mit dem Hund. Und ich glaube, es will auch immer mehr das Handy mit dem Menschen.

triert. In Boucicauts Kaufhäusern – den Bonheurs des Dames – herrschten statt säuberlich getrennter Abteilungen labyrinthisches Chaos, in dem die Frauen beim Kauf von Obst und Gemüse auch Seidenwaren und das ein oder andere Wäschestück finden konnten. So wie die Pariser Damenwelt das Labyrinth von Boucicauts Kaufhaus durchstöberte, hangeln sich die User durch die Suchmaschinen und Portale des World-Wide-Web. Der Habitus der neuen Generation der «kleinen Däumelinchen» bestehe in einer «neuen Autonomie des Verstandes», der «Stimmengewirr und die zwanglosen Körperbewegungen» entsprechen. Die Autonomie des Verstandes der «kleinen Däumlinge» bestünde darin, dass sie die Leere des eigenen Kopfes anzuerkennen vermögen, ihn nicht durch einen anderen Kopf zu ersetzen trachteten (Serres, S. 33). Die Angehörigen der neuen Generation könnten sich mit ihren Körpern dem unendlichen Wissen «in den elektronischen Büchsen» zwanglos zuwenden, dem Hintergrundauschen des Stimmengewirrs Gehör schenken. «Indem er (der kleine Däumling, MC) die(se) Bruchstücke (des departementalisierten) Wissens zusammenführt, vermischt, durcheinanderwirbelt, indem er die getrennten Gliedmaßen vereint, sollte der mühelose Zugang zum Wissen es ermöglichen, den Fluß schließlich ganz und angemessen einzunehmen.» (Serres, S. 40).

Serres sieht also in diesem ungezwungenen Habitus des freizügig die Wissensbestände zusammenführenden und vermischenden Geistes nicht nur eine neue Autonomie des Verstandes, sondern auch die Chance eines ganzheitlichen Zugangs zum Wissen, der in den Begriffsabstraktionen der auf einzelne Wissensgebiete spezialisierten Experten verloren gegangen war.

Also wenn ich hier auf der Arbeit bin, brauche ich dieses Wissen und wenn ich zuhause mit meinen Kindern spreche, brauche ich jenes Wissen.

Man schaut aus seinem kleinen regionalen Alltagskreis, den man vielleicht auch ohne Internet hat, heraus, ist nicht nur konzentriert auf seine Umgebung. Und das ist für mich der wichtigste Wahrnehmungsprozess, der durch das Internet geprägt wird. Man hat sehr viele Informationen und sehr viele Kreise zur Verfügung, die man dann auch gerne ausschöpft oder nutzt. Vielleicht auch, weil es so leicht zugänglich ist und sich vom Regionalen entfernt. Vielleicht ist «regional» auch nicht das richtige Wort, sondern eher «alltäglich».

Diskussionen, die irgendeine Diskussion beinhaltet, wird totgemacht durch Google. Wenn mich wieder jemand fragt, wo Armenien liegt, muss ich googeln und merke: «oh».

Allerdings scheint das von Serres dabei zugrunde gelegte Verständnis von Wissen selbst eigentümlich von den Praktiken des Umgangs mit Wissen abstrahiert. (Wahrscheinlich sogar eine schlechte, unkonkrete Abstraktion im Sinne Hegels). Er spricht über Wissen als bloße Ansammlung einzelner Informationen (Enzyklopädie), aber nicht über Wissenspraktiken, Wissenskonfigurationen. Damit wäre Wissen nur Teil des Speichergedächtnisses, nicht aber Funktionsgedächtnis. Das von ihm gewählte Bild des «leeren Kopfes» erinnert daher an die Auffassung der Trichter-Pädagogik.

Frage 3: Serres – ein sentimentalisch-sehnsüchtiger Utopist?

Im zweiten und vor allem im dritten Teil seines Buches geht Serres jedoch an vielen Stellen weit über eine reine Bestandsaufnahme hinaus. Deutlich wird dies an etlichen Passagen, die mit «Lob» überschrieben werden und selbstverständlich am Untertitel des Buches, der schließlich eine Liebeserklärung ankündigt. Die «vernetzte Generation» wird insofern von Serres als Hoffnungsträger einer gesellschaftlichen Utopie angekündigt.

Mit dem Lob der wechselseitigen Benotung und Kontrolle, dem Lob der Menschenstimmen und der Netzwerke, auch der Namenlosen, hebt er die Aspekte der Symmetrisierung, der Dezentrierung und Anonymisierung einer (neuen) kommunikativen Kultur hervor. Serres Hoffnung auf die vernetzte Generation beruht darauf, dass «alte Zugehörigkeiten und Klassifizierungen» durch Netzwerke und patchworkförmige Logistiken «weggewischt» werden könnten. Kollektive sollen von «Konnektiven»

Meine Kinder müssen mehr wissen als ich, ich hab es nicht geschafft, die machen das weiter.

... , und einer der beiden Philosophieprofessoren hier hat gerade einen neuen Text geschrieben, in dem es um Soziale Medien in Zusammenhang mit Reformen oder Revolution geht, zum Beispiel der Arabische Frühling. Seine These ist: Der Akt des Auftauchens der Körper auf der Straße ist letztendlich das Wichtigste, worauf man nie verzichten werden könnte. Er benutzt in Bezug auf Facebook die Formulierung, dass Facebook diese Selbstinszenierungs-Komponente fördert und das eigene Leben zum Update der Inszenierung auf den Social-Media-Plattformen werden kann. Ich würde dem Professor in dem Punkt zustimmen, dass es letztendlich den Akt des Erscheinens der Körper nie verdrängen kann. Nie verdrängen wird können.

Das Internet verändert die Strukturbedingungen, aber es sorgt nicht unbedingt dafür, dass wir bessere Informationsbedingungen haben. Also wir haben einen leichteren Zugriff auf Informationen, das ist richtig.

abgelöst werden. Die Inkompetenzvermutung der pyramidalen Logistik gegen dezentrierte Algorithmen und Prozeduren mit Kompetenzunterstellung ausgetauscht werden.

Es fällt schwer, die vielfältigen Motive, die Serres in seinen Lobreden zusammenbringt, als Momente nachzuvollziehen, die notwendig auf ein Szenario der vernetzten Gesellschaft hinauslaufen. Ob sich die Angehörigen der vernetzten Generation wirklich allen Ansinnen ihres utopisch philosophierenden Großvaters anschließen würden – etwa auch dem «codierten Universalpaß» als «fünfter Gewalt der Daten», ist schwer zu ergründen. Vielleicht sollte es auch Angehörigen der nachwachsenden Generation selbst überlassen werden, was sie aus ihrer Zeit machen.

Interessant ist aber doch die Frage, was Serres dazu veranlassen könnte in den Enkeln eine Hoffnung zu sehen. Beachtlich ist dies auch deshalb, weil er ganz explizit die heutigen Erwachsenen (also in der Tendenz die direkte Kindergeneration) als «wenig schmeichelhaft» abweist. Sie kommen in seinem Portrait kaum vor – allenfalls am Rande und dort dann im Zerrspiegel, etwa der «Erwachsenen, die ihre Kinder bis zum zwölften Jahr genötigt haben, mehr als zwanzigtausende Morde mitanzusehen.» (Serres, S. 13).

Der Autor ist 1930 geboren. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Buchs war er etwas über 80 Jahre alt. Serres gehört selbst der Generation an, die in Deutschland die «skeptische Generation» genannt wird und dort von Intellektuellen wie Jürgen Habermas, Ralf Dahrendorf, Niklas Luhmann

Ist ja nur in den Kanon, ist ja alles. Also ich studier Philosophie, da ist Wissen alles. Allein, dass du laufen kannst, ist schon Wissen.

Es ist ganz interessant zu sehen, dass die Möglichkeit von online-basierten Möglichkeiten negativ korreliert mit dem Bedarf der Studierenden von den Lehrenden Orientierung zu bekommen. Das heißt, die Möglichkeiten sind viel größer, Learnweb, Wikis und so weiter, und trotzdem stelle ich fest, und das ist meine Erfahrung, dass das tatsächliche Wichtige, wo wirklich die Lernprozesse und die Studierenden wirklich etwas mitnehmen, die persönlichen Gespräche, die kleinen Seminare und die Interaktion sind. Insofern kann ich mir das nicht vorstellen, dass wir in der Universität diesen Prozess, den ich für die allgemeine Gesellschaft beschrieben habe, von einem Hybrid zu einer vollen Online-Universität übergehen würden.

Das Ding ist, viele meiner Generation wissen schon nicht mehr, wie man ein Ei kocht. Die müssen googeln, wie man ein Ei kocht. Das wird halt nicht besser in der nächsten Generation.

und Renate Mayntz, Politikern wie Helmut Kohl oder Schriftsteller_innen wie Ingeborg Bachmann oder Günter Grass vertreten wurde.

In Frankreich finden wir mit Jacques Derrida, Michel Foucault oder Pierre Bourdieu Intellektuelle, mit Francois Truffaut, Louis Malle oder Jean-Luc Godard einflussreiche Filmerzähler oder Jacques Chirac und Giscard d'Estaing als langjährige Präsidenten der Grande Nation. Was alle Repräsentant_innen dieser Generation eint, ist neben der Skepsis eine wehmütige Melancholie angesichts eines Verlustes von «Unschuld».

Die Erfinder der neuen digitalen Welt gehören in der Tat der in den 1950er und 1960er Jahren geborenen Kindergeneration der Skeptiker an: Bill Gates (*1955), Steve Jobs (*1955), Judith Butler (*1956), Barack Obama (*1961) oder Douglas Coupland (*1961), der die Generation X ausrief. Sie sind die Kinder der späten Sechziger und frühen Siebziger ‚Hippie‘ Jahre Bewegung der «silent revolution». Sie sind als congeniale Erfinder für die technischen Revolutionen aus Silicon Valley und als moralische Leitfiguren für die Philosophie der Political Correctness verantwortlich. In Deutschland stellt diese lange Zeit als «pragmatische Assistenten» belächelte Generation mittlerweile die Elite einer «Großen Koalition» (Merkel, *1954, Gabriel *1959, Weil *1958, Wulff *1959), die so konsolidiert erscheint, dass ein Wechsel kaum vorstellbar erscheint. Zumindest Frankreich scheint mit dem jungen Stern Macron «en marche».

Was also veranlasst Serres – jenseits vom unausweichlichen biologischen Abgang der alten Kulturträger – gerade im Jetzt der heutigen Jugendgene-

Also explizites Wissen, wird immer gesagt, ist codifizierbar, ist aktivierbar und so weiter. Und implizites Wissen kann man sehr weit fassen, das kann bei aller Einstellung und Überzeugung, Fähigkeiten einer Person sein. Also Wissen ist ja nicht nur, dass ich Auto fahren kann. Kann auch sein, dass ich eine Einstellung habe mit dem Autofahren an sich. Also ein wissenschaftlich sehr tiefgehender Begriff, also fachlich würde ich sagen, da ist eine Wand voll Wissen. So würde ich das sagen.

Ich hoffe, dass es hier noch Menschen gibt. Ich glaube nicht, dass hier dann ein Roboter steht. Fände ich ja auch furchtbar. Auf Roboter komme ich jetzt nur zu sprechen, meine Tochter ist der Meinung, es wäre gut, wenn es keine Lehrerinnen und Lehrer mehr geben würde, sondern Roboter stehen vor der Klasse. Denn die sind gerecht. Die haben keine Kinder, die sie bevorzugen. Ist ja furchtbar, wenn ich mir vorstelle, ich bin in einer Klasse und da steht so ein Roboter vor mir! Wäre echt eine Horrorvorstellung. Meine Tochter würde das super finden. Hier sehe ich das so: Ich hoffe, dass es hier immer noch Personen gibt, die ansprechbar sind.

ration zu sehen, dass «alles zu erneuern, (...) erst noch neu zu erfinden ist» (S. 23)? Was macht ihn so hoffnungsfroh, dass die digitale Welt nicht doch schon längst erfunden und noch dazu schon fest eingerichtet ist, angesichts von Plattformen und Internetdiensten wie Amazon, Google, Facebook, Twitter, Youtube et al? Bietet die Welt der Klicks, Shares und Likes wirklich so viel Bewegungsfreiheit und disparate Zirkulation?

Serres lobt und beschwört am Ende seines Buches alte Begriffe der Kybernetik und (semiotischen) Funktionalismus der Informationsverarbeitung: Algorithmen, Prozeduren, Emergenzen, Codes und führt diese über in einen schwärmerisch, wild begeisterten (dithyrambischen) Singsang über einen «flüchtigen Turm», der «mobil, beweglich, bunt, gefleckt, patchwork-artig, kaleidoskopisch aus Funken chromatischen Lichts tanzt und das vernetzte Kollektiv repräsentieren soll. Wozu diese virtuell-kollektive Effervescence, dieses merkwürdige Happening? Wozu dieser Rave, der nicht von den Däumlingen selbst, sondern vom Flackern ihrer elektronischen Datenkarten erzeugt werden soll? Was bedeutet es mehr, als dass die kleinen Däumlinge von den Phantasien ihres Großvaters schweigend ins Staunen versetzt werden, die sich angesichts des imaginierten Schauspiels nur noch nachträglich («erfreut, aber streng») zu Wort melden dürfen: Mit einer übrigens sehr statischen Verortung der Freunde der kleinen Däumlinge, und zwar wie es sich auf den alt-abendländischen Landkarten Europas gehört: «die deutschen Freundinnen auf die Ufer des Rheins», die «italienischen Kollegen auf die Paßhöhe der Col Agnel». In der Welt der vernetzten Generation befinden sich die Individuen, die «Atome ohne Valenz», national-

Die Verfügbarkeit von Daten ist quantitativ sehr groß, aber wir davon ausgehen, dass Informationen auch qualitativ verarbeitet werden müssen. Und deshalb Informationen, um zu Wissen werden zu können, solch einen Transferprozess durchlaufen müssen. Dazu kommt, dass natürlich bei diesem Verarbeitungsprozess von der Information zum Wissen, oder von der Information zur Erkenntnis, auch eine gewisse Einordnungsfähigkeit dazugehören würde. Und ich würde diese Dinge jetzt nicht verwechseln wollen. Also inwiefern eine Person eine Information wirklich verarbeiten kann, und sie dann überführt und einordnen kann, in eine Schlussfolgerung, eine Erkenntnis, das sind unterschiedliche Prozesse. Und ich glaube da macht es sich Serres zu einfach. Allein die Tatsache, dass die Informationen da sind und die jungen Däumlinge sich diese Informationen abrufen können, ist gleichgesetzt und identisch mit Wissen. Da habe ich ein großes Problem mit. Ich glaube sogar, ganz im Gegenteil, dass das Problem der digital natives, und das Problem, dass wir bei den kommenden Generationen haben werden, ist, dass es eine zunehmende Unfähigkeit geben wird, mit diesen Informationen wirklich umgehen zu können.

territorial immer noch da, wo sie hingehören: «drüben bei den Türken, Spaniern, Maghrebinern, Kongolesen, Brasilianern...». Sehr weit scheinen dann disparate Zirkulationen, Menschenmischungen und Flickenteppiche dann doch nicht zu gehen (fliegen). Was also ist das ekstatische Loblied auf «Baum in Flammen, lebendige Neuheit» mehr als schwulstig-geschwollener Kitsch eines intellektuellen Predigers¹⁵?

Nein, Serres bleibt durchaus auch theoretischer Analytiker von gesellschaftshistorischen Konstellationen und Generationsentwürfen (wie seine Väter); noch funktionalistisch-kybernetischer Denker der Differenz, Synthetisierer der Zwiefältigkeit der zwei Seiten einer Medaille; und doch stellt er die Form und den Code – das «Weiche» – über das «Harte», – über die Materie, den Stoff oder den Stahl. Die «weichen Zeichen» hätten unsere Kulturen und Kollektive mehr revolutioniert als alle (harten) Werkzeuge zusammen. Aber ist nicht beides Werkzeug: das dingliche Gerät wie das zu entziffernde Zeichen?

Serres besingt also Erkenntnisse, die ihm längst durch die philosophischen Väter (Karl Mannheim, Fernand de Saussure, Ludwig Wittgenstein, Claude Levi-Strauss) bekannt und gewiss, wohl aber noch uneingelöst erscheinen. Bei Serres klingen deren Entdeckungen jeodch wie ein Rätsel, ein Hirngespinnst: der Traum von Einheit in fluidier Differenz.

15 Was nach Benn «schlimm ist»: «Einen neuen Gedanken haben, den man nicht in einen Hölderlin-Vers einwickeln kann, wie es die Professoren tun.» – so auch Serres.

Was ist wirklich Wissen, was sind Informationen, was kann Wahrheit sein und was kann am Ende auch Erkenntnis sein? Da habe ich dann eine ganz andere Position als Serres. Ich glaube tatsächlich, dass wir quantitativ mehr Informationen zur Verfügung haben, denn je, in der Geschichte der Menschheit, das ist völlig unbenommen. Das ist zweifelsohne der Fall. Das heißt für mich aber eben nicht, dass die Verfügbarkeit von Information auch gleichzeitig Wissen bedeutet. Sondern dass diese Informationen erst einmal abgerufen werden müssen. Der Zugang alleine, heißt ja noch nicht, dass ich diese Informationen wirklich abrufe, dass ich sie wirklich lese, dass ich sie dann, wenn ich sie gelesen habe, auch wirklich verarbeite und für mich selber, oder in eine Gruppe, mit anderen diskutiere oder möglicherweise deliberiere und am Ende möglicherweise zu einem Schluss komme, der dann in Richtung Erkenntnis hindeuten würde.

Ich glaube, die Anwesenheit ab und zu in der Vorlesung hilft beim Verständnis. Und ist da mal eine Frage, dann kann man die natürlich stellen.

Aber wie gelangt er von dieser zwiefältigen Einheit zu den Bildern am Ende des Buches, in denen sich die flüchtige, lebendige und zerbrechliche Gesellschaft von heute sich nach dem stabilen und starren Monster von gestern und vorgestern streckt? Was sollen wir uns unter dem merkwürdigen Happening der Transformation unserer auf elektronischen Karten gespeicherten Personendaten in elektromagnetisch-chromatische Lichtzungen vorstellen? Wozu diese rätselhaften, entkörperlicht narzisstischen Selbstverdopplungen?

Treffen sie etwas von den drängenden Herausforderungen unserer Zeit?

Angesichts des Rechtspopulismus, des neuen Sicherheitsdenkens und der mit ihm einhergehenden territorialen Begrenzungen – einer neuen Unübersichtlichkeit geopolitischer Konstellationen – klingt Serres Märchenfibel von den «kleinen Däumlingen» wie eine Schnulze von der heilen digitalisierten Welt. Er scheint zu überzeugt, dass die Enkel sich erneut für das Richtige entscheiden, was aus Serres Perspektive im offenen und freien, aber nicht ganz beliebigen Spiel mit den sich neu eröffnenden Möglichkeiten besteht. Er denkt nach der Devise: Das Gute setzt sich durch. Jedoch geschieht dies nicht von allein, sondern auch deshalb weil die Schwierigkeiten und Risiken des Neuen ernst genommen und die mit ihnen verbundenen Mühen auf sich genommen werden. «Das Morgenrot einer neuen besseren Zeit kommt nicht wie das Morgenrot kommt – nach durchschlafender Nacht» (Wolf Biermann). Reicht also die durchträumte Nacht vom sich neu erfindenden Selbst?

Prof. Dr. Michael Corsten ist Professor für Soziologie an der Universität Hildesheim

Ich möchte das verknüpfen mit dem Begriff Vernunft, also angewandetes Wissen, und je mehr Wissen ich angereichert habe, je mehr mir zur Verfügung steht, weil das sagt ja Serres, dass wir im Grunde ganz viel Wissen hätten, haben könnten, aber was will ich damit, wenn ich davon keinen Gebrauch mache. Also ich muss meinen Verstand einsetzen, mit einer Medienkompetenz Wissen sortieren, auch schauen, dass dieses Wissen vertrauenswürdig ist. Stimmt das überhaupt was da steht und dann kann ich damit agieren.

Und sowas muss beigebracht werden, dass wir überhaupt unterscheiden können: Ist das Werbung? Ist das Information? Und wenn das Information ist, stimmt die Information und wer haut das da raus ins Internet. Es gibt ja keine Kontrollinstanz und es gibt ja Leute und deswegen finde ich Lehrerinnen und an der Uni irgendwie Leute wichtig, die mir dabei helfen, die aber sagen «Mensch, das sind Mechanismen, die du dir angewöhnen musst, wenn du recherchierst».

Ausgerechnet die Däumlinge – Ein kritischer Kommentar zu Michel Serres’ «Erfindet Euch neu!»

Wolf Schünemann

Ist Michel Serres’ «Liebeserklärung an die vernetzte Generation» ernst gemeint? Daran habe ich erhebliche Zweifel. Sie kommen auf, weil der eloquente Abgesang auf das Zeitalter der intellektuellen und wissenschaftlichen Autoritäten doch nicht nur abgeklärt, sondern mindestens ebenso nostalgisch wirkt. Der vorgeblichen Bewunderung des Neuen, mit dem die eingefahrenen und überkommenen Strukturen unseres Denkens, Handelns und Lebens überwunden würden, ist doch immer eine gehörige Portion Irritation, wenn nicht Kulturkritik, beigemischt, die sich in expliziten Diagnosen wie den wiederkehrenden Bildern und Metonymien verlässlich niederschlägt: «Däumling», «abgetrennter Kopf», das permanente Geschwätz und Hintergrundrauschen, das die andächtige Stille verunmöglicht etc. Würde der scheidende Chef eines Unternehmens seine Abschiedsrede mit solchen Wendungen und Analogien garnieren, würde die nachrückende, junge Vorstandsgeneration doch nicht ohne mulmiges Gefühl zum Sektempfang schreiten. Da es sich bei «Erfindet Euch neu!» aber nicht um eine große ironische Zeitdiagnose handelt, die in der gelebten Freude an

Ich glaube eher, dass manche Probleme der Welt durch bessere Bildung der Masse zu verkleinern sind. Ich glaube, es gäbe weniger Probleme, wenn der Durchschnitt der Menschen gebildeter wäre, mehr wissen würde. Wobei ich Wissen nicht als ein Auswendiglernen begreife, sondern eher als die Erkenntnis über die Erfahrung, alles andere ist eine Vermutung oder ein Erahnen, wenn ich es aus dem Buch lese und ich glaube es dann, das würde ich differenzieren.

Ich glaube schon, dass es eine hohe Wahrscheinlichkeit gibt, dass bestimmte Mechanismen immer mehr greifen werden, die dem Menschen letztendlich immer weniger Kontrolle über seine Kommunikationsweise geben. Aber wie das konkret aussieht? Das müsste man sich angucken, was gerade technisch entwickelt wird, in verschiedenen Wissenschaftsbereichen.

uneigentlichen Formulierungen und unentschiedenen Wertungen dann allerdings eine erstaunliche Ähnlichkeit zum allfälligen kommunikativen Modus der betrachteten Generation offenbaren würde, ist die Liebeserklärung also ernst zu nehmen.

Dann aber scheint sie mir in zweierlei Hinsicht eigenartig unmotiviert. Was nur bewegt Serres zu seiner Liebe oder Zuneigung? Und was möchte er der neuen Generation doch noch mit auf den Weg geben? Ohne mich meinerseits auf eine kulturkritische Abhandlung einlassen zu wollen, möchte ich Serres' Bild von den Däumlingen eine digitale Generation entgegensetzen, die allein für ihre digitale Existenz keine Liebe oder Anerkennung verdient, weil sie die technologischen Möglichkeiten und verfügbaren Anwendungen lediglich mehr oder weniger geschickt nutzt, sie sich aber nicht aneignet, geschweige denn mit kritischem Bewusstsein (aus-)wählt und eine digitale Zukunft gestaltet. Nur darin könnte in der von Serres konstruierten Generationendifferenz der respektable Vorteil, die Leistung der Jüngeren bestehen.

Es ist auffällig, dass es Serres darum allem Anschein nach gar nicht geht. Im Nutzungsverhalten der Jungen kündigt sich das Ende eines Zeitalters an, wird die Hoffnungslosigkeit des Alten offenbar. Das Neue hat die Zukunft auf seiner Seite. Neben dieser chronologischen Selbstverständlichkeit werden die Vorzüge der neuen Zeit nicht hinreichend deutlich. Die allesamt abstrakt formulierten und zu Paradigmenwechseln verklärten Erscheinungen des digitalen Wandels weisen in der empirischen Betrachtung doch deutliche Schönheitsfehler auf. Auch oder gerade die Däumlinge fallen auf

Ich denke gleich an das Gehirn, an Input, an was man alles aufnimmt, intelligent. Das fällt mir jetzt zu «Wissen» ein.

Da ich Mathe studiere, würde ich sagen, dass man auf jeden Fall die Uni braucht. Weil ich hätte das sonst nie geschafft, wenn ich nicht Freunde getroffen hätte, mit denen ich mich hingesetzt hätte und zusammen Aufgaben gerechnet habe oder auch ins Tutorium gegangen bin. Das hätte ich ohne die nicht geschafft. Auch Vorlesungen, also teilweise habe ich da auch mal nichts verstanden, also ich glaube, für solche Fächer braucht man Uni auf jeden Fall. Also da, wo man jemanden braucht, der einem das vielleicht auch nochmal erklärt, da denke ich, braucht man die Uni. Und man lernt natürlich auch wieder Leute kennen und hat so ein soziales Zusammenkommen. Weil sonst sitzt man ja auch nur den ganzen Tag vor dem Computer und liest sich das durch und hat ja noch weniger soziale Kontakte.

sie herein. In diesem knappen Kommentar möchte ich auf die Wesentlichen kurz eingehen.

Nicht der richtige Finger – der Däumling und das Däumliche

Die Kollektivbezeichnung der Däumlinge lässt mich an den Einzug eines früheren Tastenkastens in den Haushalt während meiner Jugend denken: die Fernbedienung. Auch sie ist in erster Linie ein Dispositiv der Bequemlichkeit. Der Einsatz des Daumens offenbarte auch damals keineswegs die bewusste und beste Form der Steuerung des häuslichen Fernsehers, sondern ergab sich aus der Ergonomie des Geräts und der sinnverwandten Bequemlichkeit des Nutzers. Auch damals zeigte sich ein Generationenunterschied: Während die Eltern sich an die neuen Bedienvorgänge erst noch gewöhnen mussten, waren wir Kinder sofort behände im Umgang mit der Fernbedienung. Natürlich bedienten wir sie einhändig, d.h. mit dem Daumen, aus der gleichen Hand, die das Gerät hielt. Wie unbeholfen und linkisch kamen mir meine Eltern vor, die sich in absurder Langsamkeit und mit albernem Ehrfurcht die Fernbedienung zur Hand nahmen, womöglich die Brille auf die Nasenspitze zogen, um dann mit vorgestrecktem Zeigefinger der anderen Hand eine Taste gezielt zu betätigen. Wir wurden also damals schon zu Däumlingen, ganz unbewusst. Damals wie heute ist die Symbolik der Daumensteuerung nicht ungetrübt günstig. Der Daumen bedient die Konsole gekonnt, aber beiläufig. Seine Position ist durch eine andere, grundlegendere, nämlich die das Gerät tragende oder sichernde Funktion festgelegt.

Alles, was ich mir im Rahmen von Selbstbildung angeeignet habe, alles, was die Menschheit sich im Rahmen der Entwicklung der Geschichte angeeignet hat. Alles, was je denkbar und gedacht werden konnte und gedacht werden kann.

Wichtig ist immer noch das Treffen untereinander, gerade bei uns Studenten, das Kommunizieren zwischen den Zeilen. Nicht mit den Medien kommunizieren, sondern mit den Medien recherchieren. Jeder benutzt heute Wikipedia, egal ob es gut ist oder schlecht. Man googelt alles, man geht kaum noch in die Bücherei. Und wenn, dann guckt man, ob man sich das Buch zu sich nachhause bestellen kann, am besten gebraucht. Aber das gemeinsame Zusammensitzen, das gemeinsame Nachdenken, das Mindmapping, das Brainstorming, das macht man nicht mit elektronischen Mitteln. Es sei denn, natürlich, man macht ein Fernstudium, Kilometer weit auseinander, das ist etwas anderes, über Skype und was weiß ich. Ich finde, da ist immer noch dieser persönliche Hang des Zusammenlernens.

Dieses bestimmt also mit über den Einsatzradius und -möglichkeiten des Daumens. Er selbst ist trotz seiner Kraft und Schwenkbarkeit der plumpste Finger. So plump sind auch die Gesten, die von ihm ausgehen: das Hoch- und Runterschalten, das Niederdrücken oder -schlagen. Für den gezielten Einsatz ist er zu grob und schwerfällig. Für alles Bewusste und Präzise ist ihm insbesondere der Zeigefinger um Längen (konkret: um das dritte freie Glied) voraus. Der zeichenhafte Einsatz macht es nicht besser: Daumen hoch oder Daumen runter (Like or Not-Like). Ein differenzierteres Urteil ist in Daumensprache schwierig.

Mit dem Smartphone als technischem Ersthelfer in allen Lebenslagen sind die Aufgaben des Daumens zugegebenermaßen weitaus vielfältiger geworden. Seine raschen Tänze auf kleinen Keyboards zur Eingabe längerer Nachrichten sind durchaus eindrucksvoll. Er kann aber nur außer Konkurrenz reüssieren, wenn der Handteller benötigt wird um Geräte zu halten. Niemand käme auf die Idee, an einer größeren Tastatur, von einem Tisch getragen, auf Daumeneinsatz umzustellen. Damit symbolisiert sein Einsatz immer auch das Aufgezwungene, das Beiläufige, das Naheliegende und Bequeme, aber nicht das Angebrachte; den schnellen Klick und die kräftige Wischerei, aber nicht den gezielten Ausdruck und die freie Auswahl. Es sind genau diese Praktiken, mit denen der Däumling sich durch sein virtualisiertes Leben navigiert oder besser treiben lässt. Die Geräte, die er nutzt, erweitern seine Möglichkeiten, aber behindern ihn zugleich, legen ihn fest, suspendieren seine an sich fortgeschritteneren Fähigkeiten. Ich möchte diese Realität nicht verurteilen. Auch ich bin immer wieder Däumling.

Also eigentlich macht weniger Wissen weiser. Weil man dann viel mehr am Wissen arbeiten muss. Weil, wenn man weiß, dass man weniger Wissen hat, könnte man in einen Zustand geraten, den man etwas weiser nennen könnte. Weil die Arbeit am Wissen in der Firma weiter gehen muss. Also wer glaubt, dass er Wissen hat, der ist sowieso in gewisser Weise nicht auf der Ebene von Wissen.

Ich merke, dass meine Handschrift degeneriert. Und das schon seit Jahren. Ich glaube schon, auch wenn ich nicht weiß, ob ich das da drauf zurückführen kann, dass meine Sprache manchmal slanghafter wird. Und, auch interessant, dass ich in Social Media, nach Person, meine Sprache anpasse. Manchmal benutze ich bestimmte Wörter, manchmal nicht. Manchmal benutze ich Emojis, manchmal nicht. Das hat auch damit zu tun: Wie viel Vertrauen habe ich zu diesem Menschen. Wie viel muss ich dort hinzugeben in Form von erklärenden Smileys? Weil ich plötzlich die Chance habe mit Menschen zu kommunizieren, mit denen ich sonst nicht die Chance hätte.

Schon deshalb wären kulturkritische Reflexe unglaublich. Und doch gehören diese Einsichten in das Däumliche, die selbst gewählte Behinderung aus Bequemlichkeit, zu einem kompletten Bild des digitalen Wandels. Wir müssen den Däumling dafür nicht verurteilen, aber können wir ihn dafür lieben?

Ein dreifaches Nein zur Demokratie des Wissens in einem offenen Netz

Auch auf höherer Abstraktionsebene führt Serres' Gesellschaftsdiagnose in die Irre. Er beschreibt eine «Demokratie des Wissens» (S. 56) und ruft dabei die Vision des Internets als eines offenen Netzes freier Kommunikationsteilnehmer hervor. Zunächst einmal ist die Offenheit für das Internet, wie wir es kennen, nicht mehr charakteristisch – ergo erstes Nein. Die revolutionäre Kommunikationsinfrastruktur mit offenen Standards und zur freien Verfügung aller Kommunikationsteilnehmer bildet nur noch das technische Grundgerüst. Auf der Anwendungsebene ist aus diesem Netz, das wir von der Eltern-, wenn nicht der Großelterngeneration geerbt haben, unter den Nutzungsgewohnheiten des Däumlings ein Nebeneinander weniger großer, zentraler, proprietärer Plattformen geworden, die uns durch verführerische Abonnements dauerhaft binden und die Kommunikation, allerlei Transaktionen, die Wissens- und Informationsversorgung vollumfänglich verwalten und organisieren. Schon mit der Wahl eines

Wissen ist eine wichtige Sache. Dass man etwas weiß, dass man sich informiert, dass man mitdenken, mitreden kann, dass man sich darüber auch eine Meinung bilden kann über Sachverhalte.

Also ich hatte zum Beispiel schon seit der sechsten Klasse in der Schule Informatik wählen können und da fängt man halt mit so etwas an wie eben Word oder Excel richtig bedienen können. Dass man halt so eine digitale Grundsprache entwickelt, dass das nicht so eine Blackbox ist, wo man ab und zu klickt. Das sehe ich vor allem bei meinen Eltern, wenn man jetzt aber von klein auf mit dem Medium interagiert, dann lernt man so eine gewisse Grundsprache, die man versteht. Ich habe aber auch Kommilitonen von mir, die irgendwie nicht vernünftig umgehen können mit Computern, wo man einfach merkt, dass deren Umgang nicht sehr reflektiert ist. Das heißt es sollte gelehrt werden. Es wird aber meistens nicht gelehrt. Also wenn, dann ist das Zufall, dass die Leute das von sich aus irgendwie können oder gelernt haben und dann, weil sie das Glück hatten Informatik in der Schule wählen zu können.

Smartphones taucht man in eines dieser Universen ein, Android oder IOS. Wenn nicht die Hardware selbst, so entscheidet das Betriebssystem über die Zugehörigkeit zu einem Kosmos. Apple oder Google, beide Firmen bieten ein verschiedene Dienste und Anwendungen integrierendes Nutzerkonto. Das Angebot wird dank Verarbeitung personenbezogener Daten immer besser, die Nutzung wird immer bequemer, unerlässlicher. Gibt der Däumling sich diesen oder den wenigen anderen marktbeherrschenden Internetgiganten daneben hin, erfährt er die höchsten Annehmlichkeiten digitaler Existenz mit größtmöglichem Komfort. Ausstieg unmöglich. Er käme unter den gegebenen Bedingungen tatsächlich einem Teilsuizid gleich.

Unter diesen Umständen noch von einer Demokratisierung zu sprechen, scheint gewagt, deshalb zweites Nein. Die Erwartung ist nicht neu. Die Internetentwicklung wird seit jeher von mehr oder weniger hochtrabenden Visionen digitaler Demokratie begleitet (Rheingold 1994; Shirky 2008). Sie traten in mehreren Wellen in Erscheinung. Sie wurden immer wieder theoretisch angezweifelt und empirisch widerlegt (Buchstein 1996; Hindman 2009; Kneuer 2013; Schünemann 2012; Stier et al. 2017). Nie zuvor aber wirkte der «Mythos der digitalen Demokratie» so unpassend wie heute. Die Internettechnologie mag ganz grundlegend die breite Teilhabe ermöglichen, das Web 2.0 mag die Produktion medialer Inhalte in der Tat grundsätzlich demokratisiert haben. In der gesteuerten Aufmerksamkeitsökonomie des Netzes beobachten wir ansonsten aber doch ganz besondere Zentralisierungstendenzen. «The winner takes it all», ist gewissermaßen der Leitsatz der Internetökonomie. Er bestätigt sich überdeutlich in der Dominanz der

Das Wissen muss ja irgendwo herkommen. Ich kann ja nicht irgendwo etwas lesen, was nicht irgendwer irgendwo eingegeben hat, oder aufgeschrieben oder abgeschrieben hat. Ich weiß nicht, ob das ein anderes Wissen ist. Ich denke schon, dass die Tendenz zum verkürzten Wissen eine große ist in der Digitalisierung. Weil alles schneller gehen muss und weil es eine unheimliche Fülle an Informationen ist, die es vor der Digitalisierung nicht gab. Ich hatte ein Lexikon, jetzt habe ich nicht nur Wikipedia, sondern unglaublich viele Wissensseiten, die mir irgendein Wissen vermitteln. Da ist auch eine große Schwäche: Jeder kann alles veröffentlichen, jeder kann dorthin irgendetwas schreiben, von dem er meint, es sei Wissen.

Ich finde in der Grundschule haben Smartphones nichts zu suchen. Also, wenn man seinem Kind ein Handy gibt, so für den Notfall um anzurufen, oder wenn der Bus mal nicht fährt oder sowas, finde ich das voll in Ordnung. Aber wenn ich so Grundschulkinder über ihrem Smartphone sitzen sehe, im Bus oder so, spielen oder sogar bei Facebook schon sind, dann finde ich das schon grenzwertig.

großen US-amerikanischen Internetfirmen und ihrer Plattformisierung des Internets. Fast jeder Produser (und auch klassische Produzent) ist auf ihre Vermittlung angewiesen, fast jede Information, jeder Inhalt erreicht den Däumling durch diese Filter.

Was bedeutet das für das Wissen? Zweifellos kursieren im Netz unzählige Informationen, einschließlich der widersprüchlichen, der zunehmend als Bedrohung empfundenen Desinformationen. Zunächst aber würden wir weder die einen, noch die anderen bereitwillig als Wissen bezeichnen. Wissen bedarf abgesehen von der gesellschaftlichen Anerkennung auch der subjektiven Aneignung (Berger und Luckmann 1969, S. 40). Beides ist in Zeiten gefilterter, algorithmisierter und individualisierter Informationsversorgung hochproblematisch geworden – also drittes Nein. Die vernetzten Geräte verschaffen uns Zugang zu Informationen. Wissen wird daraus erst durch Aneignung. Ebendiese Aneignung findet aber zu oft nicht statt. Gerade die permanente Verfügbarkeit von Informationsbeständen könnten den Däumling zu der fatalen Annahme verleiten, dass Wissen nicht erforderlich wäre. Insbesondere für eine kritische Recherche und bewusste Aneignung von Wissen fehlen dem Däumling womöglich nicht nur die Lust, sondern zunehmend auch die Fähigkeiten, müsste er Browser, Suchmaschine und allen anderen digitalen Dispositiven, die zwischen seiner Wahrnehmung am Bildschirm und der Information an sich liegen, doch erst dazu bringen, die gespeicherten Vorannahmen über ihn fallen zu lassen. Kein leichtes Unterfangen heutzutage.

Wissen bedeutet für mich, dass wenn ich in einem Gespräch mit jemandem bin über vielleicht eine unaufgeregte Alltagsfrage, dass diese Person auf einen Wissensschatz sozusagen rekurrieren kann, das heißt, Zugriff hat. Ich glaube doch, Wissen bedeutet für mich vor allem historisches Wissen, also Zugriff hat auf die Situation, auf das Alltagsproblem, über das man gerade spricht, noch in anderen Kontexten verordnen zu können. Vielleicht nicht nur historisch, es könnte auch in anderer Kultur sein. Also Wissen, das ein Vergleichen ermöglicht. Und dann gibt es noch naturwissenschaftliches Wissen für mich. Also Wissen um, also es geht auch um Sprachen, als Wissen um Regeln, die man in anwenden kann in anderen Bereichen. Also ich finde Wissen nur dann sinnvoll, wenn man sie in andere Gebiete, in andere Zeiten, in andere kulturelle Räume transferieren, also damit Vergleiche anstellen kann. Also in dem Sinne auch etwas Neues generieren kann. Sehr abstrakt gesprochen.

Der Schutz der Däumlinge vor sich selbst

Damit sind wir beim Thema Datenschutz. Wer schützt die Däumlinge vor der permanenten Datenverarbeitung und der artverwandten Überwachung? Es sind eben nicht sie selbst. Jemand wie der einstige österreichische Jurastudent Max Schrems, der seit Jahren juristische Feldzüge gegen Facebook führt, ist die Ausnahme, nicht die Regel. Seine Kommilitoninnen und Kommilitonen kehren dem sozialen Netzwerk nicht den Rücken, schauen sich nicht nach echten Alternativangeboten um, sondern geben sich weiterhin in Scharen den bequemen Angeboten hin, verschreiben sich weiter den Plattformen für jeden kleinen Service, sei der Grenznutzen auch noch so nichtig. Die neueste Entwicklung der Sprachassistenten etwa hat dazu geführt, dass immer mehr junge Menschen sich permanent scharf gestellte Wanzen in die Wohnung stellen, um auf Zuruf Eingaben an das System zu machen. Genutzt wird die fortgeschrittene Technik, um etwa die Wettervorhersage zu erfahren oder einen Pullover zu bestellen, Vorgänge, für die gestern noch der Daumeneinsatz nötig gewesen wäre.

Interessanterweise stehen stattdessen zunehmend die als überkommen kritisierten Institutionen von Staat, Recht und Politik bereit, um das Netz zu gestalten. Sie entwickeln neue Rahmenbedingungen, versuchen die Macht der großen Plattformen im Sinne der Verbraucher Schritt für Schritt zu brechen. Sie kämpfen dabei gegen eine mächtige Lobby, die ihre Argumente auf den unverminderten Zuspruch der Konsumenten stützen kann.

Wenn ich aber jetzt keine Universität mehr habe, wo Menschen anwesend sind, was meinetwegen über E-Learning funktioniert, geht eine ganz schön dicke Gesprächs- und Diskussionskultur verloren. Das bemängelte ich allgemeinen in Seminaren und Vorlesungen, dass es oftmals so ist, dass der Stoff runtergerattert wird und oftmals gar nicht zur Reflexion beigetragen wird. Auch Wissenschaft muss reflektiert werden und kann nicht einfach zu hingenommen werden. Wenn das passiert und jeder nur noch sagt: Ach ja, der Klafki hat da ein Modell aufgestellt und niemand interessiert sich dafür und reflektiert das mal, dann gibt es keine neuen Modelle und dann gibt es auch keinen Fortschritt. Das ist ja eigentlich das, was das Ziel ist: zum wissenschaftlichen Arbeiten, zum Reflektieren, zum Hinterfragen anzuregen. Das macht die Universität nach meinem Gefühl nur noch sehr selten.

Umgekehrt nehmen die Regierungen zunehmend die territorialisierenden Nebenwirkungen effektiver Internet-Regulierung in Kauf. Diesen widerstreitenden, jeweils problematischen Tendenzen der Plattformisierung und der Territorialisierung steht ein allenfalls folgenloses Problembewusstsein der Däumlinge gegenüber. Die Däumlinge erkennen auch die wesentlichen gesellschaftspolitischen Herausforderungen des digitalen Wandels allenfalls zögerlich an und ziehen daraus kaum Konsequenzen.

Keine Leistung – keinen Respekt

Fragt man, warum nicht, dann liegt eine Antwort nahe: Die Däumlinge kennen sich schlicht und ergreifend nicht mit der genutzten Technik aus, tun dies auch kaum besser als ihre Vorfahren. Sie wissen mit Geräten und Anwendungen umzugehen, haben aber vielfach nicht den geringsten Schimmer, was sie eigentlich tun, auf welchen Operationen ihre Dienste beruhen. Serres' «Umkehr der (In)kompetenzvermutung» erweist sich als irrig, denn der Respekt richtet sich auf eine Generation, die vermutlich selbst nicht wüsste, wofür Sie ihn verdient hätte, weil sie die permanente Verfügbarkeit von Information, welche Vernetzung und Datenverarbeitung erlauben, in keiner Weise als Herausforderung wahrnimmt oder gestaltet. Damit schrumpft das Neue, was vom Alten bewundert wird und dieses ablöst, zur Eingewöhnung habitualisierter Praktiken. Die digitalen Werkzeuge sind da, Kinder und Jugendliche wachsen damit auf. Dass sie einen

Also ich würde sagen, dass es gute Beispiele gibt aus der Geschichte des Mönchtums oder der asketischen Tradition. Eines meiner Lieblingsbücher war Siddhartha von Hesse. Ich wollte immer so sein wie dieser Siddhartha. Ich wollte immer weise sein und der ist weise, weil er eben los lässt. Weil er eben Wissen kommen und gehen lässt so nach der zenbuddhistischen Tradition und sich löst von dem Vielwissen, also ich glaube, dass eher weniger Wissen weise macht. Weil es explodiert ja. Das Wissen explodiert ja und ich muss ja irgendwo eine Tankstelle haben, eine Quelle haben um das zu verarbeiten. Ich muss irgendwo eine Ressource haben um das zu verarbeiten, aber ich glaube, dass Entschleunigung angesagt ist, dass Verlangsamung angesagt ist, dass intensivere Wahrnehmung angesagt ist. Und nicht immer noch mehr und Wissensexplosion in dem Sinne.

geschickteren praktischen Umgang damit weniger erlernen als leben, ist eine Selbstverständlichkeit, keine anzuerkennende Leistung. Dafür verdienen sie keinen Respekt, und was die Liebeserklärung angeht, so ist die Liebe der Großeltern bekanntlich besonders milde. Überhaupt scheint es auch mit der Generationendifferenz gar nicht weit her zu sein. Im Hinblick auf das Däumliche und die zunehmende Unmündigkeit sind die Unterschiede nur geringfügig und ihrerseits allenfalls einer fortgeschrittenen Trägheit, nicht aber einer kritischen Sichtung geschuldet. Der Titel des Buchs ist erhellender und verständlicher als der Untertitel. Aber der Appell muss sich an alle richten, alt oder jung: «Erfindet Euch neu!»

Literaturverzeichnis

- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt, Main: Fischer.
- Buchstein, Hubertus (1996): Bittere Bytes. Cyberbürger und Demokratietheorie. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 44 (4), S. 583. Online verfügbar unter <http://search.proquest.com/docview/1298950613?accountid=11359>.
- Hindman, Matthew Scott (2009): The myth of digital democracy. Princeton, NJ [u.a.]: Princeton University Press.
- Kneuer, Marianne (2013): Bereicherung oder Stressfaktor? Überlegungen zur Wirkung des Internets auf die Demokratie. In: Marianne Kneuer (Hg.): Das Internet: Bereicherung oder Stressfaktor für die Demokratie? 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft, 31), S. 7–31.

Aus meiner Sicht kann E-Learning am Ende des Tages eine Präsenzlehre nicht ersetzen. Diese Interaktion, die es braucht, zwischen Lehrenden und Studierenden, die ist eminent wichtig. Und es gibt dazu mittlerweile eine ganze Reihe von Untersuchungen in den Kognitionswissenschaften wie wir Wissen verarbeiten, aufnehmen und speichern bei uns. Und da gibt es anscheinend Unterschiede, ob wir uns mal schnell mit einem Smartphone informieren oder ob wir in einer Lehrveranstaltung sitzen, wo jemand doziert, referiert und Studierende auch noch mit einbezieht. Also eine Stimulus-Response-Situation haben, wo eine Person vielleicht eine Versuchsanordnung visualisiert, in der Chemie oder auch im Bereich der Geisteswissenschaften, wo es auch um bildliche Darstellungen geht und digitale Möglichkeiten nutzt.

- Rheingold, Howard (1994): Virtuelle Gemeinschaft. Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers. 1. Aufl. Bonn, Paris, Reading, Mass. [u.a.]: Addison-Wesley.
- Schünemann, Wolf J. (2012): E-Government und Netzpolitik – eine konzeptionelle Einführung. In: Wolf J. Schünemann und Stefan Weiler (Hg.): E-Government und Netzpolitik im europäischen Vergleich. Baden-Baden: Nomos-Verlag, S. 9–38.
- Shirky, Clay (2008): Here comes everybody. the power of organizing without organizations. New York, NY [u.a.]: Penguin Books.
- Stier, Sebastian; Schünemann, Wolf J.; Steiger, Stefan (2017): Of activists and gatekeepers. Temporal and structural properties of policy networks on Twitter. In: *New Media & Society* 44 (2), 146144481770928. DOI: 10.1177/1461444817709282.

Prof. Dr. Wolf Schünemann ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Hildesheim.

Wissen ist zu einem die Kenntnis von etwas haben, vielleicht auch ein Bewusstsein von etwas haben oder entwickeln. Mit Wissenschaft haben wir an der Universität natürlich zu tun, da sind wir bei Forschung und sehr schnell auch bei Lehre, die forschungsgeleitete Lehre ist. Es geht bei Wissen auch um das, was man weiß und was man noch nicht weiß. Es geht um Erkenntnis und Erkenntnisfortschritt. Und das auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Ich lerne regelmäßig, täglich Neues dazu, ich erweitere meinen Wissenshorizont. Erkenntnisse spielen da eine Rolle. Ich entwickle dann ein Bewusstsein und eine Sensibilität für bestimmte Themen. Manchmal führt das zu neuen Erkenntnissen und auch zu einer Änderung meiner Perspektive, meines Blick auf verschiedene Dinge.

Ich glaube schon, dass es eine wichtige Fähigkeit ist, über die neuen Entwicklungen zu reflektieren. Dass das stärker in der Bildung betont werden muss. Ich könnte mir zum Beispiel gut vorstellen, dass Medienbildung, Medienaufklärung zum festen Bestandteil des Unterrichts wird, dass das sehr positiv wäre, wenn Kinder und Jugendliche früh lernen, wie sie mit den neuen Medien umgehen und wie sie sie nutzen können für sich. Aber auch, welche Tücken mit den Medien verbunden sind und auch welches Wissens, dort in Form des Internets auf die einströmt. Wie das auch gefiltert werden kann und muss, solche Fähigkeiten müssen auf jeden Fall stärker gebildet werden.

Wissen ist zu einem die Kenntnis von etwas haben, vielleicht auch ein Bewusstsein von etwas haben oder entwickeln. Mit Wissenschaft haben wir an der Universität natürlich zu tun, da sind wir bei Forschung und sehr schnell auch bei Lehre, die forschungsgeleitete Lehre ist. Es geht bei Wissen auch um das, was man weiß und was man noch nicht weiß. Es geht um Erkenntnis und Erkenntnisfortschritt. Und das auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Ich lerne regelmäßig, täglich Neues dazu, ich erweitere meinen Wissenshorizont. Erkenntnisse spielen da eine Rolle. Ich entwickle dann ein Bewusstsein und eine Sensibilität für bestimmte Themen. Manchmal führt das zu neuen Erkenntnissen und auch zu einer Änderung meiner Perspektive, meines Blick auf verschiedene Dinge.

Ich würde sagen, das Zentrale, und das geht jetzt auch wieder auf Serres zurück, was wir brauchen, ob jetzt mit Laptop oder ohne Laptop, ist Orientierungswissen. Das ist das, was vonnöten sein wird, gerade bei der neuen OnlineGeneration, bei den neuen digital natives. Wenn digital natives in der Zukunft in die Online-Welt geschmissen werden ohne die Fähigkeit von Orientierung, von Sortieren, was ist wichtig und was unwichtig, was ist wesentlich und was nicht, was ist wahr, was könnte es nicht sein, wenn dieses Orientierungswissen oder diese Orientierungsfähigkeit nicht da ist, dann wird die digitale Welt zu einem Fiasko werden können, was dann letztendlich eher negative Auswirkungen haben wird auf das Gesamtwissen, auf die Gesamtfähigkeit Wissen überhaupt nicht zu verarbeiten.

Es macht vielleicht etwas mit dem Lebensgefühl, wenn man in dem Gefühl aufwächst, theoretisch kann ich allen offenen Fragen nachgehen. Natürlich hat nicht jeder Zeit jedem Thema nachzugehen, das aufgeworfen wird, aber wenn in den Medien etwas aufkommt, oder jemand eine These in den Raum stellt, wüsste ich, ich hätte jetzt theoretisch alles Wissen zur Verfügung, was dort angehäuft ist. Richtige und falsche Annahmen aber auch schon wieder die Richtigstellung dieser falschen Annahmen oder die Problematisierung dieser Fragestellung, oder die Erweiterung dieser Fragestellung. Das macht schon sehr viel mit dem Lebensgefühl, dass das Wissen theoretisch da ist.

Die Menge an Informationen und Wissen, die elektronisch verfügbar ist – und ich bin immer wieder erstaunt, wenn ich so in Nebenbereiche gucke, was es da inzwischen alles online gibt – die ist natürlich immens und enorm. Das hat wiederum zur Folge, dass ein Sortieren für sich selber, was ist relevant, was ist irrelevant, wichtiger wird. Und das braucht Zeit. Die Zeit ist dann wiederum begrenzt. Bei mir selber beobachte ich manchmal, und höre das auch von anderen, dass das dazu führt, dass wir Informationen nur noch in kleinen Portionen aufnehmen. Was je und je okay ist. Wenn ich mich schnell informieren möchte über die Bahnverbindung oder die Wetterentwicklung, dann reicht das. Aber wenn es um komplexere Dinge geht – und Michel Serres schreibt ja durchaus auch als Philosoph und Wissenschaftler –, wenn es also um Wissensdinge, um Erkenntnisgewinn geht, dann reicht es sicherlich nicht mehr aus, sich in einem Twitter-Format zu bewegen. Wir laufen Gefahr – und ich nehme mich da gar nicht aus –, dass die Menge an Informationen und die technischen Mittel, die wir haben, dazu führen, dass wir immer mehr Informationen verkürzt aufnehmen. Und dass die Reflexion, die wir an vielen Stellen regelmäßig brauchen, dass die zu kurz kommt. Wobei dies jetzt schon eine Reflexion ist der Veränderung, die wir seit geraumer Zeit sehen und die auch weitergehen wird.

Ich finde zum Beispiel, dass der soziale Kontakt oberflächlicher geworden ist. Früher musste man ja alles genau planen, wenn man sich treffen wollte. Jetzt hat man so viele Möglichkeiten mit Leuten in Kontakt zu treten. Das nimmt in meinen Augen auch sehr viel der Qualität. Man konzentriert sich nicht mehr speziell auf eine Person, sondern man hat dann ein paar Hundert Freunde auf Facebook. Das geht irgendwie nicht mehr so in die Tiefe, finde ich.

Ich finde die Jugend ist gar nicht mehr in der Lage sich verbal zu unterhalten. Das können Sie beobachten, wenn Sie im Bus sitzen. Oder am Bahnhof. Oder im Restaurant. Da können vier Personen beisammen sein. Die unterhalten sich nicht. Die daddeln nur mit ihren Smartphones herum. Finde ich furchtbar! Sehe ich schon rot oder dunkelrot. Und dann finde ich furchtbar, wenn man in der Bahn, im Zug, in der Stadt unterwegs ist und man kriegt die Gespräche der anderen mit. Interessiert mich nicht! Oder Sie sitzen zum Beispiel im Wartezimmer. Mutter, Tochter kommen rein, unterhalten sich nicht, jeder daddelt mit seinem Smartphone rum. Finde ich eine furchtbare Entwicklung. Was mich bei der ganzen Geschichte stört. Wenn Kinder gemobbt werden, dass da nicht richtig gegengesteuert wird, dass diejenigen alleine gelassen werden, das geht ja alles über Internet und so Smartphone. Dass manche sagen, das kann man nicht zurückverfolgen, wer der Urheber ist oder die Urheberin.

Also es kommt immer darauf an, wo man sich gerade befindet. Wenn man jetzt in einer Gruppe sitzt und man unterhält sich über ein Thema und man ist gerade am Handy, dann kriegt man oft nicht so das Thema unbedingt mit. Dass man dann das Handy weglegt und dann merkt man, die anderen unterhalten sich und man hat nicht wirklich mitbekommen, worüber sie sich eigentlich unterhalten, das auf jeden Fall, ja. Aber wenn ich jetzt draußen rumlaufe, dann hab ich das Gefühl nicht unbedingt.

So etwas gibt es ja heutzutage kaum noch, dass man einen Ort hatte, oder dass man zu demjenigen hingefahren ist, um sich mit dem zu treffen oder zu verabreden. Ich muss sagen: Es war nicht besser, aber es war auch nicht schlechter. Es war anders. Es war eine andere Generation, in dem Sinne, dass man eben nicht immer erreichbar war. Wenn man jemanden angerufen hat und man war gerade unterwegs, dann war mal halt nicht da. Bei anderen genauso. Ist man hingefahren und hat nachgeguckt. Heute guckt man alle zwei, drei Minuten auf sein Telefon wer angerufen hat oder nicht angerufen hat und meldet sich sofort.

Durch das bloße Nachgucken von Daten und Informationen, habe ich ja noch nicht verstanden, wie Geschichtsschreibung funktioniert oder wie historisch-kritisch gearbeitet wird. Das ist ja in Deutsch nicht anders, wenn ich plötzlich gezwungen bin, Literatur zu kritisieren und zu bewerten. Oder mit Schülern und Schülerinnen zu diskutieren, dann bringt es mir nichts, dass ich Epochenmerkmale nachgucken kann. Wie das Handwerkszeug funktioniert, weiß ich trotzdem nicht. Diese Inhalte müssen ja weiterhin gelehrt werden.

Ich finde immer auch gut, wenn man noch etwas Haptisches hat. Das eröffnet einem auch eine gewisse Bewegungsfreiheit. Ich möchte nicht nur in 90-Zentimeter-Abstand auf einen Bildschirm gucken können. Für mich gibt es auch eine gewisse Leseentfernung. Und wo ich dann lese, das ist dann was anderes. Etwas anfassen hat ja auch etwas; es gibt ja auch schön gestaltete Bücher. Oder auch Zeitung: kann man knüllen oder sie leicht wohin mitnehmen. Gut, kann ich mit einem Smartphone auch. Aber das Lesen ist ein bisschen komplizierter. Und man möchte auch eine andere Entfernung haben. Weitsicht heißt auch weit blicken können und nicht immer nur auf den Bildschirm!

Es gibt unendlich viele E-Mails. Viele Dinge werden komplizierter. Viele schreiben einfach eine Email – manche, glaube ich, auch aus Langeweile. Es ist schon ein anderes Miteinander. Es ist alles viel schneller geworden. Ich begrüße das einerseits, weil ich alles zackig erledigt haben möchte, aber manche können eben nicht gut E-Mails schreiben. Das beginnt schon beim Betreff. Da bekommt man E-Mails ganz ohne Betreff oder mit einem Betreff, der nichts mit dem Anliegen zu tun hat. Das ist alles sehr umständlich. Und hier an Uni wird es auch alles so mit einem ganzen EMail-Verlauf weitergeleitet und ich frage mich: Was hat er mir jetzt eigentlich geschrieben, das ist doch alles alter Kram und finde das Neueste dann ganz unten in den Tiefen der E-Mails. Einerseits kann man damit gut arbeiten, andererseits ist es lästig. Und es ist auch die Menge der Arbeitsaufträge, die per E-Mail kommen. Wir sind Menschen und keine Maschinen. Selbst wenn man schnell arbeitet, man hat auch sein Limit.

Ich habe immer ein bisschen Angst, wenn ich sage: Das braucht man, das muss. Das klingt dann immer so altbacken. Ich weiß nicht, was die Zukunft bringt. Ich weiß nicht, ob es das braucht. Ich persönlich finde es sinnvoll. Ich finde es sinnvoll, dass Innenstädte nicht veröden, weil es keine Läden mehr gibt. Aber wer weiß wie sich die Gesellschaft entwickelt. Vielleicht wird es zu meiner Zeit nicht mehr so weltumfassende Veränderungen geben, als dass es so etwas nicht mehr braucht. Andererseits hätte ich mir vor 20 Jahren nicht vorstellen können, was Internet ist. Und was mit dem Internet alles möglich ist. Wer weiß, was in 20 Jahren passiert. Keine Ahnung. Ich würde es glaube ich vermissen. Aber: Früher war alles besser, diesen Spruch kann ich gar nicht leiden. Heute ist anders. Ob es besser oder schlechter oder sinnvoller ist, lässt sich nicht zurückdrehen.

Ich habe eine kleine Nichte, die ist jetzt fünf, die switcht auf dem Smartphone ihrer Mutter herum, und wenn sie ein schönes Lied findet, dann sagt sie: Ich schmeiße mir das mal in meine Playlist. Die ist fünf, so einen halben Meter groß, das ist unglaublich. Die gehen damit auch einfach so unbefangen damit um. Das gehört einfach dazu. Aber natürlich haben Eltern die Verantwortung dafür, was ihre minderjährigen Kindern so treiben oder die Kinder anzuleiten, was man mit einem Smartphone so alles machen kann. Ich meine, ein Smartphone ist ja nicht nur zum Spiele spielen da, man kann es auch anders nutzen. Aber es ist schon krass, was man immer öfter erlebt und was ich sehr traurig finde, wenn man in Restaurants geht, egal ob hier oder im Ausland, man sieht immer mehr Menschen, so zwei Familien mit zwei Kindern am Tisch und niemand unterhält sich, und alle daddeln nur auf ihren Telefonen rum. Das finde ich sehr traurig. Was soll das? Oder sitzen am selben Tisch und schreiben sich WhatsApp-Nachrichten. Das finde ich sehr schade. Wenn ich mich mit jemanden treffe, zum Gespräch mit einer Freundin, mit Freunden, mit wem auch immer, dann bin ich an der direkten Person interessiert, am direkten Austausch und daddele nicht auf meinem Telefon rum. Ich schalte das aus auf Flugmodus und lasse es in der Tasche. Und fertig. Ich finde es unhöflich. Gut, wir sind schon ein bisschen älter und anders erzogen, aber ich finde das unhöflich.

Meine Gedanken sind, dass das Posten von Fotos, eine Selbstbestätigung ist. Die holen sich die Bestätigung von außen, dass dann zig Leute Daumen hoch klicken oder sagen, ja toll, super Foto von dir. Aber wenn diese Zustimmung mal ausbleibt und der Laptop mal nicht funktioniert oder das Handy weg ist, stürzen diese Personen gleich in so ein Loch. Ich bin niemand, der sich seine Bestätigung im Außen holt, ich denke, das hat man in sich selber und man weiß, wer man ist, was man wert ist. Also ich bin eine Person, die das absolut nicht braucht. Wie viele «Freunde» möchte man denn haben? Was soll das? Dieses inflationäre Teilen von persönlichen Dingen ist überhaupt nicht meins. Das rauscht so an mir vorbei, das interessiert mich nicht. Es gab bei mir auch die Phase, da wurde ich von Freunden gefragt: Bist du auch bei Facebook? Und da habe ich ganz bewusst gesagt: nein. Meine Kindern tummeln sich da und ich möchte nicht, dass die Kinder denken, dass die Mutter da eine Kontrolle ausübt oder so. Ich brauch das nicht. Und das ist ja auch eine Sache, die man pflegen muss. Oder die einen auch zwingt. Man guckt da rein, wer hat was geschrieben, wer möchte was, ich habe seit drei Tagen kein neues Foto gepostet, geht ja gar nicht, muss ich erst einmal nachlegen. Das ist ja auch eine zusätzliche Aufgabe, die man sich schafft. Das wäre mir viel zu blöd. Ich setze mich lieber nett mit einem Buch in Garten.

Social Reading mit Michel Serres

Bild der heutigen Gesellschaft

eine Entscheidung des Schicksals hofft und sie fürchtet. Wenn Sie sich fragen: Was ist der Mensch? – hier werden Sie sich die Antwort geben lernen, in diesem Stimmengewirr wird sie vernehmbar.

Das ist es, das Hintergrundgeräusch: die von unseren Reden und unserem Gerede übertönte menschliche Stimme.

Lob der Menschenstimmen

Dieses Chaos ist nicht nur in den Schulen oder Krankenhäusern unüberhörbar, es geht nicht nur von den Kleinen Däumlingen in den Klassenzimmern aus, ertönt nicht nur im Wimmern geduldig wartender Patienten, nein, der ganze Raum ist mittlerweile von ihm erfüllt. Die Lehrer selbst schwätzen, während der Schulleiter zu ihnen spricht; die Assistenzärzte tuscheln, während der Chefarzt große Reden schwingt; die Polizisten unterhalten sich, während der Polizeichef Befehle erteilt, und die auf dem Marktplatz versammelten Bürger tratschen, während der Bürgermeister, Minister oder Abgeordnete seine hölzerne Sprache auf ihre Köpfe niedergehen läßt. Nennen Sie mir, sagt der Kleine Däumling ironisch, eine einzige Versammlung von Erwachsenen, aus der man nicht ein solches Störgeräusch, ein solches Stimmengewirr aufsteigen hört.

Von Gedudel erfüllt, übertönen und dämpfen das Dauergetöse der Medien und die Geräuschkulisse der Werbung durch ihren nervtötenden Lärm und den gezielten Einsatz von Betäubungsmitteln jene realen Stimmen – und die virtuellen der Blogs und Sozialen Netzwerke, deren unbezifferbare Mitgliederzahlen inzwischen Ausmaße erreichen, die denen der Weltbevölkerung nahekommen. Zum ersten Mal in der Geschichte kann man die Stimme aller hören. Die menschliche Rede erschallt durch den Raum und mit der Zeit. Auf die Ruhe der Schweigedörfer, in denen ab und zu eine Sirene oder Glocke ertönte, Recht und Religion, Kinder der Schrift, folgt wie mit einem Paukenschlag die Allgegenwärtigkeit dieser Netzwerke – ein Phänomen, das so weit verbreitet ist, daß wir ihm Aufmerksamkeit schenken sollten.

Add Annotation

Was ist der Mensch? - hier werden Sie sich die Antwort geben lernen, in diesem Stimmengewirr wird sie vernehmbar.

AS

Alexander Schuch... • 8 months ago

Weiß jemand woher dieser Trend kommt, das Wesen des Menschen von den Rändern her zu suchen? Hier die Notaufnahme, bei Freud die Neurotiker, immer wieder der Blick Richtung Tod, Krieg und Wahnsinn. Ist das einfach nur interessant, weil nicht normal, oder steckt dahinter System?

**Guido Graf** • 8 months ago

Was wäre die Alternativ? Vom Durchschnitt her zu denken?

AS

Alexander Schuchmann • 8 months ago

Wäre eine Möglichkeit. Oder die Suche nicht bei etwas beginnen, das im Vorfeld schon als Ausnahmezustand gekennzeichnet wird, etwa als pathologischer Zustand oder als Zustand außerhalb der Ordnung einer Gesellschaft. Wenn man vom Ausnahmezustand ausgeht, steht doch immer gleich der Vorwurf im Raum, man habe nicht das Wesen des Menschen, sondern das Wesen eines Kranken, einer Soldatin etc gefunden.



Reply

Add Annotation

die Assistenzärzte tuscheln, während der Chefarzt große Reden schwingt; die Polizisten unterhalten sich, während der Polizeichef Befehle erteilt,

AS

Alessa Schreiber • 8 months ago

Informationsaustausch ist wichtig.

Add Annotation

Bild der heutigen Gesellschaft

Lob der wechselseitigen Benotung

Werden die Kleinen Däumlinge ihre Lehrer benoten? So töricht er ist, so sehr hat der Streit darüber in Frankreich jüngst die Gemüter erhitzt. Ich konnte mich aus der Ferne nur wundern. Seit vierzig Jahren erteilen mir die Studenten anderer Universitäten schon Noten. Mir geht es nicht schlecht damit. Warum? Weil Professoren, mit oder ohne Gesetzesvorschrift, von denen benotet werden, die ihre Vorlesungen oder Seminare besuchen. Der Hörsaal war voll, heute morgen waren mehr als drei, vier Studenten da: Sanktion durch die Zahl. Oder durch Aufmerksamkeit: andächtige Stille – oder Lärm. Ursache ihrer selbst, entsteht die Eloquenz aus der Ruhe im Auditorium, die aus der Eloquenz entsteht.

Jedermann wird benotet. Der Liebende von der Geliebten, die sich in Schweigen hüllt, der Händler durch lautstarke Kundenbeschwerden, die Medien durch die Quote, der Arzt durch Patientenzustrom, der Gewählte durch Reaktionen der Wähler. Das wirft freilich die Frage nach der Regierung auf.

Das Benotungsfieber, das auf Betreiben mitfühlender Mütter und Psychologen der Schule so rasch ausgetrieben wurde, hat unterdessen eine Zivilgesellschaft gepackt, in der um die Wette benotet wird, die Verkaufsranklisten publiziert, Nobelpreise, Oscars und Pokale aus falschem Gold überreicht, Universitätsrankings aufstellt, Noten an Banken, Unternehmen, ja vormals souveräne Staaten vergibt. Und auch Sie, verehrter Leser: Indem Sie die Seite umblättern, benoten Sie mich.

Eine Art doppelgesichtiger Dämon treibt uns, alles und jedes als gut oder schlecht, harmlos oder schädlich zu beurteilen. Erhellender ist es zu unterscheiden, was mit der alten Welt unterging und mit der neuen aufkommt. In diesen Tagen vollzieht sich eine Umkehrung, die zwischen Benotenden und Benoteten, zwischen denen, die Macht ausüben, und denen, die ihr unterworfen sind, eine symmetrische Zirkulation stiftet, also zu mehr Wechselseitigkeit führt. **Alle Welt schien zu glauben, daß alles von oben nach unten fließt, von den Kathedern zu den**

Wie wollen wir les... 38 members
Search

Annotations 5
Underlines 1

SL Sarah Lehmier • 9 months ago

Im Job finde ich die "Benotung" gänzlich dämlich <http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/wissenschaftler-halten-arbeitszeugnisse-fuer-ueberfluessig-14156192.html>

JM Julia Marx • 9 months ago

Wie repräsentativ sind Bewertungsportale wie MeinProf, DocCheck oder kununu? Wer schaut da jemals rein? Trefft ihr eure Kaufentscheidungen nach Empfehlungen bei amazon?

LK Lasse Kohlmeier • 9 months ago

Kaufentscheidungen richte ich schon nach Kundenrezensionen, wenn diese nahe an den bewerteten Produkten stehen. Andere Bewertungsportale liegen mir aber oft "zu weit weg" davon, d.h. Benotungen für Lehrende würde ich viel eher vornehmen oder nutzen, wenn sie in der Institution (Schule oder Uni) selbst verankert wären. Ich kann mir also schon vorstellen, dass sowas als Funktion im LSF genutzt würde. Jetzt funktionieren die Lehrveranstaltungs-Evaluationen darüber aber auch nicht besonders gut. Was meint ihr weshalb?

PH Paula Häfele • 9 months ago

Sehe ich auch so. Dr. Bartels verteilt in der letzten Sitzung immer einen Evaluationsbogen, den ich sinnvoll finde, weil man dort auch angeben soll, was einem gefehlt hat und was verbessert werden könnte u.ä.

KD Kristel Döhring • 8 months ago

Ich treffe meine Kaufentscheidungen sehr stark nach Kundenbewertungen. Zumindest nach solchen, die ich für kompetent halte. Wenn bei amazon.de jemand schreibt "ih, mag ich nicht" hör ich da nicht drauf. Aber wenn da ein gut argumentierter Text steht, bin ich sehr dankbar dafür.

JS Jana Schrader • 8 months ago

Ich halte Evaluationen am Ende eines Semesters für die Lehrperson und die Veranstaltung an sich für sehr wichtig. Allerdings sollte es immer standardisierte Bögen geben und das Verfahren anonym verlaufen, damit man die einzelnen Veranstaltungen und Lehrenden auch wirklich gerecht miteinander vergleichen kann.

leistungsfähiger als das unsere, eine von Millionen und Abermillionen Ikonen bevölkerte Einbildungskraft, ja einen Verstand – dienen doch zahllose Programme der Lösung ebenso vieler Probleme, die zu lösen wir von uns aus außerstande wären. Unser Kopf liegt vor uns, da, in der objektivierten Kognitionsbüchse.


Was aber tragen wir nach der Enthauptung noch auf unseren Schultern? Die erneuernde und lebendige Intuition. In die Büchse ausgelagert, entläßt uns die Bildung an die helle Erfindungsfreude. Großartig: Sind wir dazu verdammt, intelligent zu werden?

Als der Buchdruck aufkam, zog Montaigne, wie erwähnt, einen wohlbeschaffenen Kopf der Akkumulation des Wissens vor – war doch **der Wissensvorrat**, schon objektiviert, in den Büchern, auf den Regalen seiner Bibliothek verwahrt. Vor Gutenberg mußte seinen Thukydides und Tacitus auswendig kennen, wer Geschichte treiben wollte, Aristoteles und die griechischen Mechanisten, wer sich für Physik interessierte, Demosthenes und Quintillian, wer in der Redekunst glänzen wollte. Er mußte, anders gesagt, von alledem den Kopf voll haben. Ökonomie: Sich den Platz des Buchs auf dem Regalbrett zu merken ist mit geringeren Gedächtniskosten verbunden, als seinen Inhalt im Gedächtnis zu behalten. Neue Ökonomie, radikaler: **Auch den Platz muß keiner sich mehr merken, weil eine Suchmaschine das erledigt.**

Däumelinchens abgetrennter Kopf unterscheidet sich noch von den alten, die Montaigne sich eher wohlbeschaffen denn wohlgefüllt gewünscht hatte. Von der harten Arbeit des Wissenserwerbs entlastet – denn **da ist es**, das Wissen, es liegt ihr zu Füßen, vor ihr **ausgebreitet, objektiv, angehäuft, nach Belieben zugänglich**, zehnfach redigiert und geprüft –, kann sie selbst sich auf jenen Stumpf aus Abwesenheit zurückwenden, der über ihrem durchtrennten Hals erstrahlt – nur eine leichte Brise, ein Hauch, oder besser: jenes Leuchten, das der schwülstige **Bonnat** malte, als er das Wunder des heiligen Dionysius auf den Wänden des Panthéon in

Add Annotation

da ist es

 **Lasse Kohlmeier** • 9 months ago

Praktisch gesprochen fehlt ein gutes globales Wissensqualitätsmanagement für das Internet. Und dass im Digitalzeitalter, in dem Wissen ja leichter zugänglich sein sollte, postfaktisches "Wissen" zunimmt, kann ich mir auch noch nicht so richtig erklären.

**Guido Graf** • 9 months ago

das könnte damit zu tun haben, dass wir dann, wenn Suchmaschinen Abstraktionen ersetzen, Kontextualisierungen nicht mehr selbst leisten müssen, sondern uns nahezu ausschließlich mit Singularitäten auseinandersetzen




|

Reply

Add Annotation

ausgebreitet, objektiv, angehäuft, nach Belieben zugänglich,

 **Jana Schrader** • 8 months ago

Viele Internetsuchmaschinen filtern ihre Ergebnisse nach bestimmten Kriterien, die etwa von Suchverläufen der User beeinflusst sein können oder danach, wie viel eine Firma bereit ist zu zahlen und auch Zensur existiert, in vielen Ländern.

Add Annotation

Bonnat

 **Alexander Schuch...** • 9 months ago

<https://www.wikiart.org/en/leon-bonnat/martyrdom-of-st-denis>

Der abstrakte Begriff

Däumelinchens Kopf

In seiner *Légende dorée* erzählt Jacques de Voragine, wie im Jahrhundert der von Domitian angeordneten Verfolgungen in Lutetia ein Wunder geschah. Dionysius, von den ersten Pariser Christen zu ihrem Bischof gewählt, war von der römischen Armee verhaftet worden. Auf der Île de la Cité eingekerkert und gefoltert, wird er schließlich verurteilt, auf der Kuppe eines Hügels, der einmal Montmartre heißen sollte, enthauptet zu werden.

Die Soldaten aber weigern sich aus Bequemlichkeit, den beschwerlichen Aufstieg auf sich zu nehmen, und richten das Opfer schon auf halbem Wege hin. Der Kopf des Bischofs fällt zu Boden. Aber welches Grauen erwartet sie! Enthauptet, erhebt sich Dionysius, packt seinen Kopf und setzt mit ihm in seinen Händen den Aufstieg fort. **Ein Wunder!** Von Entsetzen gepackt, ergreift die Legion die Flucht. Der Autor fügt hinzu, daß Dionysius haltmachte, um in einer Quelle sein Haupt zu waschen, und weiterging bis zur Kathedrale von Saint-Denis, die noch heute seinen Namen trägt. So wurde ihm schließlich ein Denkmal gesetzt.

Däumelinchen klappt ihr Notebook auf. Mag sie sich jener Legende auch nicht entsinnen – was sie da vor Augen hat, ist nichts anderes als ihr Kopf. Wohlgefüllt kraft seiner unerschöpflichen Informationsbestände, aber auch wohlbeschaffen, weil sich durch Suchmaschinen in ihm Texte und Bilder nach Lust und Laune aufrufen lassen und, besser noch, die unterschiedlichsten Programme in der Lage sind, schneller als sie selbst es je vermöchte, zahllose Daten zu verarbeiten. Wie der heilige Dionysius seinen halslosen Kopf, so hält sie ihre **vormals internen, nun externalisierten kognitiven Fähigkeiten** in Händen. **Muß man sich Däumelinchen enthauptet vorstellen?** Ein Wunder?

Mittlerweile ist jeder von uns, wie sie, ein heiliger Dionysius geworden. Unser intelligenter Kopf ist aus unserem knochenbewehrten neuronalen Kopf herausgetreten. Die **Kognitionsbüchse** in unseren Händen enthält und hält in der Tat

Wie wollen wir les... 38 members

Search

Annotations ⁶Underlines ⁰

Add Annotation

Mittlerweile ist jeder von uns

LS Lisa Schlegel • 9 months ago

↩ 3



Interessantes Bild aber ich glaube, ich möchte nicht als untrennbare Einheit mit meinem Laptop/Smartphone gesehen werden. Ist zwar beschwerlich aber theoretisch kann ich auch (noch?) ohne Denken.

AS Alexander Schuchmann • 9 months ago

Ich müsste mir in vielen Bereichen eine völlig neue Arbeitsweise antrainieren, wenn ich keinen Zugang zu meinem Laptop und dem Internet hätte. Beim Schreiben etwa, habe ich nicht selten 20+ Tabs im Browser offen, um nahezu gleichzeitig auf verschiedenen Informationen zugreifen zu können. Ich bin schon sehr darauf angewiesen, mir das nicht alles im Detail aufschreiben oder merken zu müssen.

LS Lisa Schlegel • 9 months ago

klar machen laptop und Internet vieles einfacher und bequemer und wir verlassen uns gerne darauf/ nehmen das auch gerne wahr aber worauf es mir ankam war, dass es eben auch ohne technische Hilfsmittel möglich ist theoretisch

AS Alexander Schuchmann • 9 months ago

Es geht bis zu einem gewissen Grad sicher ohne Laptop und Internetzugang. Allerdings könnte ich dann mit Sicherheit nicht in dem Umfang arbeiten, wie mir das mit deren Hilfe möglich ist. Die einzelnen Arbeitsschritte würden wesentlich mehr Zeit in Anspruch nehmen.



|

Reply

HW Hanna Westermann • 9 months ago

↩



Dem stimme ich zu. Intelligenz sollte nicht mit Technik "gleichgesetzt" werden...

Add Annotation

5 Zueignung

5
Zueignung

Angesichts dieser Umbrüche gilt es zweifellos, auf **Neuerungen** zu sinnen, von denen wir uns noch gar nichts träumen lassen, weil sie die ausgeleiteten Rahmen sprengen, von denen unsere Lebensführung, unsere Medien, unsere in der Gesellschaft des Spektakels sich verlaufenden Projekte noch formatiert werden. Ich sehe unsere Institutionen in einem Glanz erstrahlen, der dem jener Sternbilder gleicht, von denen Astronomen uns berichten, daß sie längst erloschen sind.

Weshalb stehen diese Neuerungen immer noch aus? Ich fürchte, ich muß unsere Philosophen dafür verantwortlich machen, Leute, zu denen ich selbst gehöre, die berufen sind, künftige Wissensformen und Praktiken vorwegzunehmen – und die, wie mir scheint, an ihrer **Aufgabe gescheitert** sind. Ganz von der Tagespolitik eingenommen, haben sie nicht kommen sehen, was derzeit geschieht.

Hätte ich das Porträt der Erwachsenen skizzieren sollen, zu denen ich selbst gehöre, der Steckbrief wäre weniger schmeichelhaft ausgefallen.

Ich wäre gern achtzehn, so alt wie die Kleinen Däumlinge, jetzt, da alles zu erneuern, ja erst noch zu erfinden ist.

Ich hoffe, das Leben läßt mir noch genug Zeit, um daran zu arbeiten, gemeinsam mit den beiden Kleinen, denen ich mein Leben gewidmet habe, weil ich sie stets voller Respekt geliebt habe.

Wie wollen wir les... [38 members](#)

Search

Annotations ⁴Underlines ⁰

Aufgabe gescheitert

AS Alexander Schuch... • 9 months ago

 4  2

Hegel disapproves.



Guido Graf • 9 months ago



wirklich?



AS Alexander Schuchmann • 9 months ago

Ich denke nicht, dass Hegel die Aufgabe der Philosophie so sieht, wie Serres das hier beschreibt. Siehe Eule der Minerva. Wobei ich alles andere als kundig bin in Hegels Gesamtwerk. Erkennst du etwa Parallelen im Philosophieverständnis der beiden hinsichtlich der Auffassung, Philosophie solle zukünftige Entwicklungen vorwegnehmen?



Guido Graf • 9 months ago



Hegel sicher genauso wenig wie etliche andere auch; zumindest nicht als Geschichtsphilosoph; andererseits gibt es ja gerade da und dann in der sehr deutschen Tradition des geschichtsphilosophischen Idealismus die Strategie der nachträgliche Vorwegnahme, die bei näherem Hinsehen dem Postfaktizismus eines D. Trump sehr ähnlich ist: Vgl. Trump zu Schweden (er sagte tatsächlich: gestern in Schweden; zwei Wochen später hat er im Interview mit dem Time Magazin einen Vorfall in der Zwischenzeit als seine Vorhersage dargestellt) vs. Spinoza, Leibniz etc. bei Hegel oder Schelling: aka. was sie schon wussten...

diese Argumentationsfigur der Selbstberufung ist der Geschichtsphilosophie vermutlich immanent...



Ken Merten • 7 months ago

Hat Hegel überhaupt so einen interventionistischen Anspruch? Bin da auch ohne Expertenwissen, aber was ich mit Hegel fast automatisch verknüpfe, sind der "voranschreitende Weltgeist" und "Es ist, also ist es vernünftig", was beides die "Beste aller möglichen Welten" (Leibniz) ja eher als eine aus sich heraus zur Synthese wandelnde Welt interpretiert.

Add Annotation

Sie sprechen nicht mehr dieselbe Sprache. Seit Richelieu bringt die Académie française etwa alle zwanzig Jahre als Referenz den Dictionnaire heraus, das Wörterbuch unserer Sprache. In den vergangenen Jahrhunderten hatte sich die Differenz zwischen zwei Veröffentlichungen bei der mehr oder [show more...](#)



Elli Tränkler • 11 months ago



Sprache entwickelt sich stetig. Einige Wörter verschwinden und werden durch neue ersetzt. Wenn ca. so viele Worte aus dem "Duden" verschwinden, wie hinzukommen, bleibt der Umfang des Werks konstant. Wenn aber das Werk immer dicker wird, dann kommen mehr neue Worte hinzu, als das ältere Begriffe nicht mehr gebräuchlich sind. Ist das nicht eine Erweiterung des Wortschatzes, welche zur Folge hat, das man eben die "alten" Worte weiterhin benutzt und eben die ursprüngliche Sprache nicht "verlernt", wie es der Autor meint?



Tomas Di Francesco • 11 months ago



Diese Kritik kommt auch in Deutschland immer wieder auf. Von dem "Verfall der Deutschen Sprache" ist dann zumeist die Rede. Ich kann die Argumentation nachvollziehen, auch mir kommt es manchmal so vor, als würden einige der hinzugefügten Wörter eher Schaden, als Nutzen bringen, doch dies ist im Grunde bloß albernes Denken. Es war auch in früheren Zeiten so, nun ist es intensiver, ja, doch wir leben in einer vernetzten und schnellebigen Welt. Am Grundprinzip ändert dies jedoch nichts, alles ist stets im Wandel.



Kira Nadler • 9 months ago

Der Fremdwortanteil in der Sprache (Stand 2010) hat nicht zugenommen.



Reply

[Add Annotation](#)

Was vermitteln? Das Wissen? Da ist es doch schon, überall im Netz, verfügbar, objektiviert. Es allen vermitteln? Alles Wissen ist doch nun allen schon zugänglich. Es wie vermitteln? Längst geschehen.



Julia Brunotte • 11 months ago



Wissen alleine bringt einem zwar viel, jedoch sollte das Wissen auch angewandt werden können.



Elli Tränkler • 11 months ago



Wir alle hier können aus bibliothekarischer Sicht sagen, das "Wissen" ein sehr schwammiger Begriff ist. Erstmal ja, ich kann Daten und Fakten im Internet finden. Jedoch finde ich dort längst nicht alles und schon gar nicht kostenfrei. Und wer sagt mir das diese Informationen wahr sind? Und Wissen, was ist Wissen? Kann ich nicht lesen, kann ich zwar die Daten, also die Buchstaben sehen, kann aus ihnen aber keine Informationen gewinnen. Kann ich lesen, dort steht aber alles auf italienisch, kann ich es nicht verstehen und bin so schlau wie vorher. Lese ich einen medizinischen Bericht, muss ich wahrscheinlich viele Begriffe nachschlagen, da es Fachvokabular ist. Sind dort konkrete medizinische Sachverhalte ohne Zusammenhang erklärt, kann ich mir den gesamten Vorgang nicht ohne voriges Zusatzwissen erschließen. Das "Wissen" entsteht also nur, wenn es an den Empfänger und sein konkretes Vorwissen angepasst ist. Die Vermittlung von Wissen und Informationen muss also vor allem irgendwie strukturiert stattfinden. Informationen strukturiert zu vermitteln, so das es beim Schüler schließlich als "Wissen" endet, das ist die Aufgabe eines Lehrenden, war sie schon immer, wird sie auch immer sein.

[Add Annotation](#)

Weshalb schwätzt sie, umbrandet vom Getöse ihrer schwätzenden Mitschüler?
Weil alle Welt das Wissen, das da verbreitet wird, bereits hat.

JB Julia Brunotte • 11 months ago



Ich denke nicht, dass der Schüler das Wissen besitzt.

Man wird heute von vielen Dingen einfach abgelenkt. Sei es das Smartphone, der Laptop oder von den Mitschülern, die sich mit anderen Dingen beschäftigen.

Das Wissen, was der Schüler nicht mitbekommt, kann er anschließend im Internet nachlesen oder sich ein Tutorial bei YouTube anschauen. Und dass er das kann, ist ihm bewusst.

TD Tomas Di Francesco • 11 months ago

In gewisser Weise "besitzt" der Schüler durch dieses Bewusstsein doch auch dieses Wissen. Er nimmt es nicht unbedingt auf, verwendet es vielleicht nicht, doch er besitzt es. Es ist wie mit einem Buch, welches im Regal steht. Ich besitze das darin enthaltene Wissen, doch ob ich es nutze oder es dort lediglich Staub ansammelt, ist eine andere Geschichte.

AT Anna Trzoska • 11 months ago

Jetzt ist die Frage, was das "besitzen des Wissens" in dem Fall überhaupt bedeutet? Was nützt mir ein Buch im Regal, welches ich besitze, wenn ich es nie lese? Ich werde nicht schlauer, nur weil eine Enzyklopädie hinter mir steht. Das Klischee des Lehrbuches unter dem Kopfkissen.

KN Kira Nadler • 11 months ago

Naja, immerhin bin ich mir der Existenz des Werkes bewusst, das ist auch ein Wissen, was mir in Kommunikation mit anderen helfen kann.

[Reply](#)

. Weshalb verlieren die Kleinen Däumlinge zusehends das Interesse an dem, was das Sprachrohr sagt? Weil angesichts eines wachsenden, überall zugänglichen Wissensangebots von unübersehbaren Ausmaßen ein punktuell und besonderes Angebot lächerlich wird.

UB **Ulrike Bohle** • 10 months ago



Naja, nach Beobachten in Vorlesungen und Seminaren sind die wenigsten mit der Suche nach Informationen über den Seminargegenstand oder auch ein anderes sachtem beschäftigt, sondern doch mehr mit phatischer Kommunion - bist Du noch da? Bin ich noch da? Mir ist sooo langweilig...

JE **Jule Eggers** • 10 months ago

Manchmal Unterforderung, manchmal Überforderung, da gibts viele Gründe.... Und generell würde ich einfach mal behaupten, dass viele Studierende gar kein großes Interesse an ihrem Fach haben. Es ist aber gesellschaftlich hoch angesehen, zu studieren. Also tut das fast jede/r, dem es möglich ist. Serres verliert, so finde ich, immer wieder den Blick für den (gesellschaftlichen) Kontext, in dem seine sogenannten Däumlinge leben. Und daran zeigt sich ja auch sofort, dass er viel zu verallgemeinernd schreibt.

KN **Kira Nadler** • 9 months ago

Und, dass er aus der Perspektive eines Außenstehenden spricht. Er schließt sich aus dieser Generation aus. Ich denke aber, dass es nicht grundsätzlich Desinteresse an dem Fach sein muss, weshalb das Interesse verloren geht. Manchmal ist man nach stundenlangen Vorträgen einfach nicht mehr aufnahmefähig. Ich denke, dass es nicht unbedingt immer Desinteresse ist, sondern die Art und Weise der Vermittlung einschläfern kann. Wenn mich ein Seminar fesselt und ich thematisch voll dabei bin, denke ich nicht daran, Privatgespräche zu führen. Wenn die Art der Präsentation aber nicht mit meinen Bedürfnissen der Wissensaneignung übereinstimmt, kann es sein, dass meine Aufmerksamkeit schnell nachlässt. Ein Grund, weshalb ich nichts von Anwesenheitspflichten halte...

WV **Wiebke von Bernstorff** • 9 months ago

Wie gelingt es also in ein Gespräch einzutreten und sei es ein imaginäres miteinander und mit dem Gegenstand? Denn nichts anderes sind ja eigentlich auch Vorlesungen: ein gemeinsames Nachdenken. Es bleibt aber die Frage, warum das nicht mehr geschätzt wird. Zu anstrengend? Nachdenken als Kompetenz scheint überflüssig geworden, obwohl es doch wichtiger ist, denn je. Sind wir so im bewusstseinslosen Daueragieren gefangen, dass keine Energie mehr bleibt für die eigentlichen Erkenntnisprozesse? Ich bleibe dabei, dass wir Bewusstseinsprozesse weiterhin brauchen, auch wenn Maschinen Wissen speichern können.

Der abstrakte Begriff

um ein seltenes und geheimes Wissen ausfindig zu machen. Jetzt dagegen ist es im Überfluß zu haben, gleich hier, verwahrt in kleinen Behältnissen, wie die Kleinen Däumlinge sie in der Tasche bei sich tragen. Die Woge des zugänglichen Wissens türmt sich ebenso hoch auf wie jene des Geschwätzes.

Das Angebot ohne Nachfrage ist unlängst gestorben. Das ungeheure Angebot, das darauf folgt und es ersetzt, beugt sich der Nachfrage. Das gilt von der Schule, und ich behaupte: Es wird auch von der Politik gelten. **Ende des Expertenzeitalters?**

Ganz still und stumm

Die Ohren gespitzt, an den Lippen des Sprachrohrs hängend, völlig vom Hören eingenommen, sitzt der Hund wie angewurzelt da. Brav und gesittet schon im Kindesalter, sahen wir einem Leben entgegen, in dem wir immer wieder auf dem Hintern sitzen würden, reglos, wie gelähmt in Bänken aufgereiht. Ganz still und stumm – so hätte man uns nach dem Männlein im Walde damals nennen können. Mit leeren Taschen dasitzend, gehorchten wir – nicht allein den Lehrern, sondern vor allem jenem Wissen untertan, dem die Lehrer sich ihrerseits demütig zu unterwerfen hatten. Wie ihnen erschien es uns als souverän und erfurchtgebietend. Keiner hätte es gewagt, eine Abhandlung über den freiwilligen Gehorsam gegenüber dem Wissen zu verfassen, wie La Boëtie die seine über die freiwillige Knechtschaft. Bis zur Lernunfähigkeit waren manche vom Wissen eingeschüchtert. Nicht dumm, sondern verängstigt. Man muß sich das Paradox vor Augen führen: Nicht obwohl, sondern weil es Angst und Schrecken verbreitete, verschlossen sie sich dem Wissen, das es zu begreifen und aufzunehmen galt.

In Großbuchstaben hatte die Philosophie zuweilen gar vom Absoluten Wissen gesprochen. **Was es dem Körper auferlegte, war eine geduckte Haltung, wie unsere Urahnen sie einnehmen mußten, als sie sich der Macht ihrer durch göttliches Gesetz inthronisierten Könige beugten.** Eine Demokratie des Wissens hat es nie gegeben. Nicht weil einige, die im Besitz des Wissens waren, darum auch Macht besessen

Wie sich neu erfinden? 18 members

Annotations²

Underlines¹

Search

Add Annotation

Was es dem Körper auferlegte, war eine geduckte Haltung, wie unsere Urahnen sie einnehmen mußten, als sie sich der Macht ihrer durch göttliches Gesetz inthronisierten Könige beugten.

UB

Ulrike Bohle • 10 months ago

↩ 3

♡

Und heute kriegen alle Nackenschmerzen, weil sie gebückt auf ihr Smartphone starren.

KN

Kira Nadler • 9 months ago

Interessante Idee! Die Möglichkeiten, die uns durch Digitalisierung eröffnet werden, erschlagen uns zugleich. Es gilt daher wie damals: Initiative ergreifen und sich nicht weiter zu ducken. Ich behaupte aber, dass 90% dieser Generation das nicht verstehen (wollen) und die restlichen 10% sich nicht trauen, da sie dann Abseits stehen würden. Und wer ist schon gern allein?

KN

Kira Nadler • 9 months ago

Wenn man sich mal überlegt, wie abhängig man als Durchschnittsstudent von dem ganzen Mist ist. Jederzeit muss man seine privaten Mails und Uni-Mails checken, Lerngruppen oder auch Freizeitveranstaltungen werden über wirr-warr-Whats-App-Chats organisiert.. Entweder man macht mit, oder man wird nicht eingeladen. So einfach läuft das heute. Die wenigsten nehmen Rücksicht darauf. Traurig aber wahr! Wir sitzen alleine vor unseren technischen Innovationen und vereinsamen immer mehr...

WV

Wiebke von Bernstorff • 9 months ago

Interessant ist, dass dabei eine Vervielfachung der Kommunikation eingetreten ist. Als wären wir im Informationswahn. Jede noch so bescheuerte Aussage ("Bin jetzt da") muss gepostet, gelikt und kommentiert werden. Als hätten wir nichts anderes zu tun und dabei vereinsamen wir, weil wir vor allem den Kontakt zu uns selber verlieren.



Reply

Bild der heutigen Gesellschaft

Lob der wechselseitigen Benotung

Werden die Kleinen Däumlinge ihre Lehrer benoten? So töricht er ist, so sehr hat der Streit darüber in Frankreich jüngst die Gemüter erhitzt. Ich konnte mich aus der Ferne nur wundern. Seit vierzig Jahren erteilen mir die Studenten anderer Universitäten schon Noten. Mir geht es nicht schlecht damit. Warum? Weil Professoren, mit oder ohne Gesetzesvorschrift, von denen benotet werden, die ihre Vorlesungen oder Seminare besuchen. **Der Hörsaal war voll, heute morgen waren mehr als drei, vier Studenten da: Sanktion durch die Zahl. Oder durch Aufmerksamkeit: andächtige Stille – oder Lärm.** Ursache ihrer selbst, entsteht die Eloquenz aus der Ruhe im Auditorium, die aus der Eloquenz entsteht.

Jedermann wird benotet. Der Liebende von der Geliebten, die sich in Schweigen hüllt, der Händler durch lautstarke Kundenbeschwerden, die Medien durch die Quote, der Arzt durch Patientenzustrom, der Gewählte durch Reaktionen der Wähler. Das wirft freilich die Frage nach der Regierung auf.

Das Benotungsfieber, das auf Betreiben mitfühlender Mütter und Psychologen der Schule so rasch ausgetrieben wurde, hat unterdessen eine Zivilgesellschaft gepackt, in der um die Wette benotet wird, die Verkaufsranglisten publiziert, Nobelpreise, Oscars und Pokale aus falschem Gold überreicht, Universitätsrankings aufstellt, Noten an Banken, Unternehmen, ja vormals souveräne Staaten vergibt. Und auch Sie, verehrter Leser: Indem Sie die Seite umblättern, benoten Sie mich.

Eine **Art doppelgesichtiger Dämon treibt uns, alles und jedes als gut oder schlecht, harmlos oder schädlich zu beurteilen.** Erhellender ist es zu unterscheiden, was mit der alten Welt unterging und mit der neuen aufkommt. In diesen Tagen vollzieht sich eine Umkehrung, die zwischen Benotenden und Benoteten, zwischen denen, die Macht ausüben, und denen, die ihr unterworfen sind, eine symmetrische Zirkulation stiftet, also zu mehr Wechselseitigkeit führt. Alle Welt schien zu glauben, daß alles von oben nach unten fließt, von den Kathedern zu den

Wie sich neu erfinden? [18 members](#)

Annotations ²

Underlines ⁰

Search

Add Annotation

Art doppelgesichtiger Dämon treibt uns, alles und jedes als gut oder schlecht, harmlos oder schädlich zu beurteilen.

WV

Wiebke von Bernst... • 9 months ago

↩ 1


♡

Das finde ich in der Tat eine wirkliche wichtige Erkenntnis in Bezug auf das gesellschaftliche Verhalten. Der Siegeszug des technizistischen Denkens kommt darin zum Ausdruck, dass alles und jedes fortwährend be- und verurteilt wird. Eh es überhaupt angemessen wahrgenommen wurde, geht der Daumen schon hoch oder runter. Das ist die Ökonomie der technischen Kommunikationsformen, denen wir unser Denken anverwandelt haben.

JC

Jennifer Cyriax • 9 months ago

Aber ist das nicht auch ein normales menschliches Verhalten? (Situationen und damit auch Erneuerungen zu bewerten?)



Reply

Bild der heutigen Gesellschaft

Die Spezialisten für Naturgeschichte können nicht mehr ignorieren, was die australischen Farmer online über das Verhalten der Skorpione oder was die Führer in den Pyrenäen-Nationalparks über die Bewegung der Gamsen sagen. Die Teilhabe symmetrisiert die Lehre, die Krankenpflege, die Arbeit; das Hören begleitet die Rede; das Sichdrehen des alten Eisbergs fördert eine Zirkulation, die auf Einanderhören beruht. An die Stelle des Kollektivs, dessen virtueller Charakter sich unter dem monumentalen Gründungsmord versteckte, tritt nun, unverhohlen virtuell, das Konnektiv.

Bei Abschluß meines Studiums bin ich, noch keine dreißig, Epistemologe geworden – ein großes Wort dafür, daß ich die Methoden und Resultate der Wissenschaft studiert, zuweilen auch zu beurteilen versucht habe. Es gab nicht viele von uns damals, wir waren über die ganze Welt verstreut und schrieben uns Briefe. Heute weiß jeder Kleine Däumling von der Straße glänzend Bescheid über Atomphysik, Leihmütter, genmanipulierte Organismen, Chemie, Ökologie. Während ich in diese Disziplin keinen großen Ehrgeiz mehr setze, ist jedermann zum Epistemologen geworden. Es gilt die Kompetenzvermutung. Lachen Sie nicht, sagt Däumelinchen. Als die besagte Demokratie allen das Wahlrecht verlieh, mußte sie dies gegen das Geschrei derer tun, die es für einen Skandal hielten, daß es für Weise und Verrückte, Unwissende und Wissende in gleicher Weise gelten sollte. Dasselbe Argument kehrt zurück.

Die großen Institutionen, von denen ich gesprochen habe, die dem Umfang nach immer noch das ganze Bühnenbild und den Szenenaufbau dessen beherrschen, was wir unsere Gesellschaft zu nennen fortfahren, obwohl sie mehr und mehr in einer Inszenierung aufgeht, die mit jedem Tag an Plausibilität verliert, nachdem sie sich sogar der Mühe enthoben glaubt, das aufgeführte Schauspiel zu erneuern, und ein ganzes gescheitertes Volk durch ihre Mediokrität hinabzieht – die großen Institutionen also gleichen, ich wiederhole es gerne, jenen Sternen, deren Licht uns erreicht, während sie, wie die Astrophysik uns lehrt, seit langem schon erloschen sind. Zum

Add Annotation

Rede; das Sichdrehen des alten Eisbergs fördert eine Zirkulation, die auf Einanderhören beruht. An die Stelle des Kollektivs, dessen virtueller Charakter sich unter dem monumental

WV Wiebke von Bernst... • 9 months ago

1

Schön, das Auf einander hören. Aber tun wir das noch? Bei seinen Überlegungen zur Umkehrung, bzw. Nivellierung der Hierarchie kommt er mir tatsächlich wie ein Dinosaurier vor. Das ist doch nun nicht mehr neu.

DR Denise Reimann • 9 months ago

Worauf er hier anspielt, ist m.E. die citizen science, die sich gerade erst neu etabliert. Das "Laienwissen" oder auch die von "Laien" gesammelten Daten (etwa Vogellaute in der freien Wildbahn) werden von der wissenschaftlichen Forschung genutzt. Ich finde diese Entwicklung in einigen Punkten problematisch, allgemein aber sehr vielversprechend und begrüßenswert. Ein Beispiel: Der Schweizer Fischer Roland Kurt interessiert sich seit vielen Jahren für die Laute von Fischen und nimmt diese mit sogenannten Hydrophonen auf. Diese Daten und das mit ihnen verbundene Expertenwissen des Autodidakten Kurt ist für die bioakustische Forschung von großer Bedeutung. Seit einiger Zeit arbeitet sie deshalb mit Kurt zusammen.



Reply

Add Annotation

obwohl sie mehr und mehr in einer Inszenierung aufgeht, die mit jedem Tag an Plausibilität verliert, nachdem sie sich sogar der Mühe enthoben glaubt, das aufgeführte Schauspiel zu erneuern,

JE Jule Eggers • 9 months ago

1

Da muss ich an unser Schulsystem denken.

Bild der heutigen Gesellschaft

Was daraus hervorgehen kann, ist eine Neuordnung der gesellschaftlich-politischen Gewaltenteilung, das Herausziehen einer von den vier anderen Gewalten – der exekutiven, legislativen, judikativen, medialen – unabhängigen fünften Gewalt, jener der Daten.

Welchen Namen wird Däumelinchen in ihren Paß drucken lassen?

Lob des nom de guerre

Der Name meiner Heldin bezeichnet nicht »eine Vertreterin ihrer Generation«, »eine Jugendliche von heute« – oder wie immer die geringschätzigen Wendungen lauten mögen. Nein. Es geht nicht darum, ein Element x aus einer Menge A herauszugreifen, wie man in der Theorie sagt. Einzigartig, existiert Däumelinchen als Individuum, als Person, nicht als Abstraktion. Das bedarf der Erläuterung.

Wer entsinnt sich noch der alten Unterteilung der Universität, in Frankreich und anderswo, in vier Fakultäten: *lettres, sciences, droit, médecine-pharmacie*, also die philosophische oder geisteswissenschaftliche, die mathematisch-naturwissenschaftliche, die rechtswissenschaftliche und die medizinische Fakultät? Die erste besang das Ego, das personale Ich, das Menschliche im Sinne Montaignes und das Wir der Historiker, Linguisten und Soziologen. Die naturwissenschaftliche Fakultät stellte, indem sie das Dies-da beschrieb, es erklärte und berechnete, allgemeine, ja universale Gesetze auf, Newton für die Schwerkraft, Lavoisier bei der Taufe der Elemente. Im Verhältnis zu diesen beiden Fakultäten auf den Platz des Dritten versetzt, erschlossen dagegen Medizin und Recht gemeinsam, vielleicht ohne darum zu wissen, eine den Naturwissenschaften wie den Geisteswissenschaften unbekannte Erkenntnisart. Das Allgemeine und das Besondere vereinend, erblickt in den Fakultäten für Medizin und Rechtswissenschaft ein drittes Subjekt, ein Vorfahre Däumelinchens, das Licht der Welt.

Zunächst ihr Körper. Bis vor kurzem zeigte eine anatomische Bildtafel ein Schema: Hüfte, Harnröhre, Aorta usw. – abstrakte Skizze, quasi geometrisch,

Wie sich neu erfinden? [18 members](#)

Annotations ¹

Underlines ⁰

Search

Add Annotation

exekutiven, legislativen, judikativen, medialen - unabhängigen fünften Gewalt, jener der Daten.

WV

Wiebke von Bernst... • 9 months ago

↩

♡

DAS SCHEINT MIR AUCH WICHTIG NUR WIE SOLL DAS AUSSEHEN ALS UNABHÄNGIGE GEWALT; DENN DARAUF BERUHT JA DIE GEWALTENTEILUNG UND DAHER BERUHEN ALLE GEWALTEN AUF #GRUNDGESETZEN#; DENEN SIE VERPFLICHTET SIND:
und ich habe jetzt langsam keine Lust mehr. Erstens ist es hier in Thessaloniki bereits 1 Uhr nachts, und zweitens ist das Internet im Hotelzimmer so langsam, dass ich ständig neu verbinden muss und auf den Denkprozess der Maschine warten muss, während meine Denkprozesse Purzelbäume schlagen. die technische Komplexität zwingt mir in ihrem Rahmen eine extreme Vereinfachung auf, weil mein Denken überhaupt nicht in diese technischen Abläufe rein passt.

Bild der heutigen Gesellschaft

Gewaltanwendung, sondern auf den Einsatz von Betäubungsmitteln zurückgreifen. Ein alltägliches Beispiel **nur: Die Sachen selbst verlieren ihre Gattungsnamen, an deren Stelle Markennamen treten.** Dasselbe gilt von allen Informationen, auch politischen, die sämtlich in erleuchteten Arenen in Szene gesetzt werden, in denen Schatten ohne jeden Realitätsbezug miteinander zu kämpfen scheinen. In der Gesellschaft des Spektakels muß der einst mit harten Mitteln, unter Einsatz von Barrikaden und Leichen geführte Befreiungskampf zu einer heroischen Entgiftungskur werden, die uns von den Schlafmitteln reinigt, mit denen wir von den zahllosen Distributeuren des Stumpfsinns versorgt werden ...

Lob des Patchwork

..., die, um die alte Ordnung der Dinge zu konservieren, das Argument der Einfachheit mißbrauchen. Wie läßt sich die Komplexität bewältigen, die wir vorhin durch die Stimme und das disparate, heterogene Tohuwabohu sich haben ankündigen sehen? So. Ins Netz gegangen, versucht die Dorade, sich von ihm zu befreien, um sich, je mehr sie zappelt, um so tiefer zu verstricken; Fliegen verfangen sich durch ihr Zucken vollends im Spinnennetz; und je mehr Bergsteiger, deren Wege sich in einer Felswand kreuzen, sich beeilen, ihre Seile zu entwirren, desto mehr schlingen diese sich ineinander. Verwaltungsbeamte erlassen zuweilen Dienstanweisungen, durch die sie die Komplexität des Verwaltungsapparates reduzieren wollen, um sie derart, nach dem Vorbild jener Alpinisten, bloß zu steigern. Ist Komplexität ein Sachverhalt, der so beschaffen ist, **daß jeder Versuch, ihn zu vereinfachen, ihn verkompliziert?**

Graphentheorie und Informatik handeln von solchen Überkreuzfiguren, die in der Topologie als Simplex bezeichnet werden. In der Wissenschaftsgeschichte taucht diese Komplexität als Zeichen dafür auf, daß man sich nicht der rechten Methode bedient und es einen **Paradigmenwechsel** braucht.

nur: Die Sachen selbst verlieren ihre Gattungsnamen, an deren Stelle
Markennamen treten.

LK Lasse Kohlmeier • 10 months ago



Was für Beispiele fallen euch da ein? Mir fällt direkt googlen ein als Ausdruck um eine Suchmaschine zu benutzen (selbst wenn es Ecosia ist)

JS Jana Schrader • 10 months ago

Tempo, Kleenex.

AS Alexander Schuchmann • 10 months ago

<https://youtu.be/FwZBEo2JHlw?t=7m10s>

JS Jana Schrader • 9 months ago

^^



|

Reply

Add Annotation

daß jeder Versuch, ihn zu vereinfachen, ihn verkompliziert?

LK Lasse Kohlmeier • 10 months ago



[https://de.wikipedia.org/wiki/Teile_und_herrsche_\(Informatik\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Teile_und_herrsche_(Informatik))

Add Annotation

Paradigmenwechsel

AS Alexander Schuch... • 11 months ago



Bild der heutigen Gesellschaft

vermengen. Däumelinchen wohnt in einem disparaten Patchwork, ihr Lebensraum ist ein Flickenteppich. Ihr Blick erfreut sich an diesem Kaleidoskop, die Ohren klingen ihr von einem chaotischen Durcheinander von Stimmen und Bedeutungen, in denen sich weitere Umwälzungen ankündigen.

Umkehrung der Inkompetenzvermutung

Bürokratie, Medien, Werbung, Technokratie, Unternehmen, Politik, Universitäten, Verwaltungen, bisweilen selbst die Wissenschaft – unter Einsatz der Inkompetenzvermutung üben große öffentliche und private Maschinen ihre gigantische Macht aus, indem sie sich an vermeintliche Dummköpfe wenden, die als Massenpublikum verunglimpft und von den Showkanälen verachtet werden. Gemeinsam mit anderen ihresgleichen, denen sie Kompetenz unterstellen, belehren uns die Kleinen Däumlinge, die sich im übrigen ihrer selbst nicht so sicher sind, mit ihrer diffusen Stimme darüber, daß jene Dinosaurier, die um so mehr Platz beanspruchen, als sie im Aussterben begriffen sind, die Emergenz neuer Kompetenzen ignorieren.

Däumelinchen, Codename für die Studentin, die Patientin, die Arbeiterin, den Angestellten, den Regierten, den Passagier, die Elektrikerin, den Heranwachsenden oder Jugendlichen, was sage ich, das Kind, den Verbraucher, kurzum: jene Namenlosen des öffentlichen Raums, die man Bürgerinnen und Bürger nennt, Däumelinchen also kann, wenn sie nur vorher eine kluge Seite im Netz besucht hat, gerade soviel oder mehr über den behandelten Gegenstand, die anstehende Entscheidung, die veröffentlichte Information, die Gesundheit, die Körperpflege etc. wissen wie ein Lehrer oder Meister, ein Direktor oder Leiter, ein Journalist, ein Verantwortlicher, ein Wirtschaftsboß, ein gewählter Volksvertreter, selbst ein Präsident – die sämtlich in den Himmel des Spektakels gelobt werden und um ihren Ruhm besorgt sind. Wie viele Onkologen würden zugeben, in den Blogs von Frauen, die an Brustkrebs erkrankt sind, mehr gelernt zu haben als in ihren Studienjahren?

Add Annotation

wenn sie nur vorher eine kluge Seite im Netz besucht hat

AS

Alexander Schuch... • 11 months ago



4



1

Auch hier kann man sich fragen, ob das denn in der Praxis getan wird. Wie wird mit der in diesem Werk behaupteten Informationsfreiheit und -zugängigkeit umgegangen? Nutzt man sie so, wie das hier dargestellt wird, oder verlässt man sich im Alltag doch eher auf Experten und Expertinnen (schon aus zeitökonomischen Gründen)?



Guido Graf • 11 months ago



Aber bestätigt nicht gerade die alltägliche Praxis der Selbstautorisierung des Wissens und Entscheidens, dass es - auf vielen Ebenen zumindest - dieser Expert*innen nicht bedarf?

AS

Alexander Schuchmann • 11 months ago

Was genau meinst du hier mit "Selbstautorisierung des Wissens und Entscheidens"?



Guido Graf • 11 months ago



Zum Beispiel die Praxis, die mitteilt, publiziert, etc., was nicht durch Autoritäten wie Kirche, Schule, Staat etc. legitimiert wurde. Etwas, was uns heute als selbstverständlich erscheint, historisch aber eine noch sehr junge/neue Erfahrung darstellt.

AS

Alexander Schuchmann • 11 months ago

Expert*innen als legitimierende Instanz braucht es tatsächlich nicht. Das entkräftigt mMn allerdings nicht den Kritikpunkt, dass man sich nicht jede Expertise, die man im Alltag braucht, mal eben schnell anlesen kann (aus zeitlichen Gründen). In einem anderen Kommentar wurde von jemandem das Handlungswissen angeführt. Auch diese Form des Wissens kann man sich mMn nicht einfach aus dem Netz ziehen. Ich würde mir jedenfalls nicht von jemandem den Blinddarm operieren lassen, nur weil er "kluge Seite im Netz besucht hat."



Reply

Tolle, lege. Soziales Lesen und Schreiben.

Guido Graf

1. Augustinus, die Urszene

Augustinus liest gemeinsam mit seinem Freund Alypius in den Paulus-Briefen. Er ist verzweifelt wegen seiner früheren Sünden, läuft davon, wirft sich unter einen Feigenbaum und hört in der Nähe die Stimme eines Kindes. Es singt immer wieder: «tolle, lege» – «nimm und lies». Augustinus kehrt um, liest an der Stelle weiter, wo er zuletzt aufgehört hatte, aber nun schweigend, den Römerbrief und Paulus' Gebot, man solle nicht für den eigenen Leib sorgen, sondern vielmehr sich den Leib Christi wie eine Rüstung überstreifen. Alypius fragt ihn – wir sind mitten in dem, was man eine soziale Leseszene nennen könnte –, was ihn da so erschüttert. «Ich wies», erzählt Augustinus, «auf die Stelle, und er las unterhalb der Stelle weiter, die ich gelesen hatte. Ich wusste nicht, was folgen würde, und vernahm: «Des Schwachen im Glauben nehmend Euch an.»¹⁶ Die Offenbarung war nur dem stillen Leser möglich. Doch zugleich kann man in der Szene auch verstehen, wie mit großer Selbstverständlichkeit Lesen als eine Form des Denkens und Sprechens noch als – soziale – Einheit verstanden wurde, die Neues – wie das stille Lesen – überhaupt erst ermöglichte.

Dass sich im stillen und asozialen Lesen neue Möglichkeiten der Effizienz erweisen würden, spielte in Augustinus' Bekenntnissen eine Rolle als ein die *Conversio* des Augustinus vorbereitendes Faktum. Spätestens seit der Renaissance dann aber wird diese Form des Lesens immer wichtiger und das auch noch in einer grundsätzlichen, typologischen Unterscheidung, die einige Formen des sozialen Lesens als von Effizienzkriterien ökonomischer Interessen, von Selbstdarstellung und Selbstoptimierung bestimmt erkennt und andere, die sich auf Texte konzentrieren.

Doch zunächst ist es aufschlussreich, diese erste von vielen Leseszenen näher zu betrachten. Denn es handelt sich, anders als über Jahrhunderte hin kolportiert, um eine genau kalkulierte Inszenierung und das erste Mittel der Wahl, chronologisch wie qualitativ, ist die literarische Fiktion.

«Es haften tief drin in meinem Herzen deine Worte», heißt es zu Beginn des 8. Buches der *Confessiones*, «aber noch immer war ich mit allen Fasern ans Weib gefesselt.» Der junge Augustinus, der als Rhetor arbeitet und in Bezug auf Sexualität ein seinem Alter durchaus angemessenes Leben führt, adressiert seiner Mutter gegenüber, dass diverse Lektüren, etwa die Predigten des hl. Ambrosius, vor allem aber die Lektüre von Paulus-Briefen

16 Augustinus, Bekenntnisse, Zweisprachige Ausgabe, München 1955, S. 417.

ihn in tiefe Zweifel stürzen, wie es mit diesem seinen Leben bloß weitergehen solle. Was er liest, nimmt für ihn Gestalt an und zwar leibhaftig: Zwei Schwestern, Sinnlichkeit und Enthaltbarkeit, begegnen ihm, reden auf ihn ein. «Die alten Freundinnen zupften am Kleide meines Fleisches.» Er weiß nicht ein noch aus, auf beiden Seiten locken Knaben und Mädchen.

Also – auch das wird ein für künftige Leseszenen wichtiges Utensil – bricht er in Tränen aus und geht von Alypius weg, in den Garten und wirft sich hin unter einen Feigenbaum. Dass es sich um eine Feige handelt, ist natürlich auch kein Zufall. In antiker wie christlicher Tradition wurden Feige und Feigenbaum als geschlechtliche Symbole verstanden. Augustinus will sich von der Begierde befreien und wirft sich ihr zu Füßen. Er läuft, rufen wir den Konnotations- und Resonanzraum auf, den Augustinus aufmacht, aus dem Paradies hinaus, fort von Gott, weil er nicht mehr weiß, wohin ihn sein (Lektüre-) Weg führen soll. Die Empfänglichkeit der Feige und die folgende Entsagung gehören zusammen in ein Bild. Das Niederwerfen ist schon der Akt der Befreiung, der die Bekehrung auf dem Fuß folgt. Es geht hier um Bekenntnisse, um die performative Schilderung einer Bekehrung mittels Lesen. Augustinus bekennt sich unter dem Feigenbaum der Sünde. Gleichzeitig wird erst damit der zu vollziehende Bruch und nicht das Verfallensein gegenüber der Sünde verständlich. Die gemeinsame Lektüre mit Alypius, die dann folgt, wiederholt also auch, was Leser vorab schon mit dem Autor Augustinus gemacht haben. Eingangs des 8. Buches macht Augustinus klar, dass die Geschichte seiner Konversion Beispiel und Ansporn für andere sein soll. Ausdrücklich soll das gelesen und nachgeahmt werden als fortgesetzte, nachgesprochene, wiederholte, anderen vorgelesene Lektüre.

Augustinus schließt die Szene nicht nur in Bezug in den augenfälligen Bestandteilen an motivische, erzählerische und Deutungskonventionen an. Sorgfältig sind auch die kleinsten Details gearbeitet. «Tolle, lege» etwa wird nicht von einer wirklichen Kinderstimme gesungen oder gerufen. Augustinus kann nicht sagen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war, die er hört, also eben die, die auch schon die Enthaltbarkeit als Träger der Unschuld mit sich führt. Dass die Stimme aus dem benachbarten Haus oder Garten kommen, ist dann eben auch keine Frage mehr der Authentizität. Wichtiger sind vielmehr das Haus Gottes und der Garten Eden, die hier konnotiert werden. Kinder als göttliche Boten zu verwenden, gehört zum Standardrepertoire biblischer Bildorakel. Nur arbeitet Augustinus das hagiographische Schema für seine allegorischen Zwecke um. «Tolle, lege» sagt die Stimme und sie liest nicht vor, gibt keine direkte Antwort, sondern eine Handlungsanweisung. Es ist, soweit bis heute bekannt ist, auch keine Anleitung zu einem Spiel, das es in der Antike irgendwann gegeben hätte. Lediglich die Vermutung gibt es, dass es sich um ein Kommando von Matrosen handeln könnte, wenn man «lege» nicht als «Lesen», sondern als

«Heben» versteht. Und überdies – schließlich hat sich Augustinus nicht weit von Alypius entfernt – hört nur er und nicht Alypius die Stimme.

Augustinus bereitet die Szene auch vor und erzählt, dass er von Antonius gehört habe, der einmal – auch das wieder ein Fiktionssignal – zur Motivation seiner Bekehrung zufällig einer Lesung aus dem Matthäus-Evangelium zugehört hätte, wo es hieß: «Geh hin, verkaufe was du besitzt und gib es den Armen und du wirst einen Schatz haben im Himmel; und komme hierher und folge mir.»

Dass «Gott spricht», setzt einen gewissen Deutungsrahmen voraus. Es ist also nicht zwingend oder überhaupt naheliegend, in den Worten des spielenden Kindes – «tolle, lege; tolle, lege» so wie Augustinus dann Gottes Wort zu suchen oder gar zu finden. Was er als göttliche Ansprache wahrnimmt, ist ein Spiel mit Worten. Also das, was er dann selbst auch betreibt. Dass es eine Motivation für diese Darstellung gibt, was als Gottes Sprechen wahrgenommen wird, können wir getrost annehmen. Und natürlich auch eine Inszenierungskonvention. Schließlich geht es um die Hoffnung, endlich Orientierung zu erlangen. Dass man dafür, in einem gewissen, also definierten Rahmen, zum Subjekt werden muss, ist das Neue an Augustinus Erzählung. Und genau an diesem Punkt setzt das Reenactment dieser Geschichte in Rousseaus Bekenntnissen an, die Augustinus einige hundert Jahre später zum Gegenstand einer Appropriation machen: Ebenfalls im achten Buch seiner Bekenntnisse geht es Rousseau wieder um eine Leseszene. Er liest im *Mercure de France* von der Preisfrage der Akademie von Dijon: «Ob denn der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zur Verderbnis oder zur Veredelung der Sitten beigetragen habe.» Jean-Jacques Rousseau – er schreibt davon in einer Parallelaktion in einem Brief an Malesherbes und dann im 8. Buch seiner Bekenntnisse – erfährt eine heftige seelische und körperliche Erschütterung, die ihm als plötzliche Eingebung, als «sonnenhelle Erleuchtung des Geistes» erscheint. Er fällt nieder und bleibt so eine halbe Stunde. Äußerst erregt fließen die Tränen und natürlich kommt noch etwas nach, bei Rousseau, anders bei Saulus oder Augustinus nicht Bekehrung, sondern Erleuchtung genannt, Illumination, aus der das moderne, solitäre Ich begründet wird. Der Unterschied, der für uns von Bedeutung ist, liegt im Auslöser. Diesmal ist es keine Stimme, sondern ein Text, genauer: seine Lektüre, die für die Selbstschöpfung verantwortlich ist und als Szene mindestens bis ins 20. Jahrhundert zu Sartres *Die Wörter* weiterverfolgt werden kann. In der literarischen Tradition dieser autobiographischen Leseszenen macht diesen Iterationen erst Nathalie Sarraute mit *Kindheit* ein Ende.

Das Modell von Augustinus bis Sartre zeigt immer wieder eine Leseszene als *conversio qua vocatio*, also eine Bekehrung zum Ganz-bei-sich-sein durch Berufung, sei es göttlich oder mittels der Lektüre eines Textes.

Aus Rousseaus «Für-sich-sein» wird bei Sarraute etwas anderes. Die Frage nach der Wahrheit der Existenz und der Transparenz der Sprache beantwortet Sarraute nicht mit einer weiteren Geschichte aus der Kindheit, einer Umkehr, sondern überlässt sich der Sprache der Kindheit und formuliert ein Ich, das sich in der eigenen Sprache selbst beruft und durch die eigene Sprache einen unabschließbaren Prozess anstößt.

Unter den Medienbedingungen des 21. Jahrhunderts ist diese Identitätskonstruktion nur noch als dauernder Aufschub möglich. Aus der Vocatio wird die inverse Evocatio. Die Sprache muss immer neu austariert werden, ein ständig neu zu modellierender Prozess, der an kein Ende kommt und Kontextualität und Sozialität an die Stelle von Ich und Verstehen setzt.

2. Die Leseszene

Einsames und gemeinsames, lautes und stilles, analoges und digitales Lesen sind keine kulturellen, historischen, medialen, technologischen oder sozialen Antagonismen, sondern Koexistenzen, die in Leseszenen gefasst werden können.

In Anlehnung an den von Rüdiger Campe beschriebenen und definierten Begriff der Schreibszene ist schon mehrfach probenhalber auch die Leseszene ins Spiel gebracht worden. Notwendigerweise komplementär gedacht und in der Regel nicht in gleicher Komplexität ausformuliert. «Mit Schreiben ist oft eine Bewegung gemeint, die die Grenze der Unterscheidungen in Richtung auf den Körper oder auf Materialität überquert.»¹⁷ So leitet Campe seine Begriffsbestimmung ein. Lesen, so wäre mein Vorschlag, schlägt die Gegenrichtung ein.

Christian Benne hat in seiner Studie über die «Erfindung des Manuskripts» für die Leseszene als Kriterien beispielsweise die «Aufbewahrung und Weiterentwicklung von Manuskripten oder Korrekturfahren» markiert, da sie «schon für den Autor als ersten Leser in der Schreibszene Komplexitätsspuren präsent machen und die Komplexität der Texte verstärken.» Diese Leseszene wäre also noch ganz und gar eine Funktion der Schreibszene, dirigiert durch deren Materialität oder Gegenständlichkeit. «Der Begriff der Leseszene», so Benne, «beschreibt also, in Analogie zur Schreibszene, die gegenständliche Komplexität des Lesevorgangs, aber keine revolutionäre Interpretationstheorie. Sie wäre eingehend zu beschreiben nach ihrer historisch spezifischen Einbettung in Situationen, in denen gelesen wird, nach Begleitumständen, Mobiliar, Bezug zu

17 Rüdiger Campe, «Die Schreibszene. Schreiben.», in: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 759–772, S. 760.

anderen Lesern.»¹⁸ Eine solche Betrachtungsweise, insbesondere der letzte Punkt, bricht mit dem selbstsuggestiven Verständnis der Linearität des Lesens.

Das Soziale im sozialen Lesen und Schreiben unterscheidet sich nicht prinzipiell von allen anderen Verwendungen des Attributs «sozial». Mit Latour kann man damit «Assoziationen zwischen heterogenen Bestandteilen»¹⁹ bezeichnen. Latours Bestimmung ist so allgemein, dass man sie eben auch als prinzipiell verstehen kann. Um etwa in Bezug auf bestimmte Anwendungen, die u.a. als Social Reading bezeichnet werden können, besser beschreiben zu können, was etwa in Hinsicht auf die Interaktionen zwischen Lesern im Kontext einer Lektüre geschieht, könnte man die Verwendung von «sozial» entsprechend eingrenzen. Um aber aus den Sackgassen der Antagonismen zwischen «einsam» und «kollektiv», zwischen «laut» und «leise», mehr aber noch zwischen «analog» und «digital» herauszukommen, kann zunächst eine möglichst weite und eben prinzipielle Definition hilfreicher sein. Denn wichtig ist ja die Möglichkeit, mit Blick auf die Instrumente der Schreib- und Leseszene, die Assoziationen in diesen Ensembles nachzeichnen und als Prozess beschreiben zu können und das Soziale des Ensembles als die Art ihrer Verknüpfung zu begreifen. Sozial ist die Assoziation aller Bestandteile einer Leseszene und als sozial lassen sich die Spuren ihrer Verknüpfungen erfassen, was wiederum etwas ist, das sich in der Digitalität anders machen, nämlich berechnen und sammeln lässt.

Möglicherweise würden verschiedene Rezeptionstheorien auch verschiedene Leseszenen definieren können. Lesbarkeit aber ist nicht das alleinige Kriterium für die Leseszene. Es reicht nicht, im Sinne eines Sender-Empfänger-Modells oder eines Verständnisses von In- und Output die Bewegung einfach umzudrehen und etwa die Signatur von Körpern entziffern zu wollen. Was nicht bedeutet, dass Lesbarkeit generell kein Kriterium wäre.

Um die Bedeutung und Tragweite dieses Kriteriums zu ermessen, muss man nur die abendländische Figur der Lesbarkeit der Welt mit der Lesbarkeit von digital verfügbaren Schriftzeugnissen in Verhältnis setzen. Vielfach codiert und damit potenziert lesbar ist alles, was im Zeichen der Digitalität geschrieben und gelesen wird. Lesbarkeit wird unter diesen Bedingungen zu einer quantifizierbaren Größe, deren Einheit eine jedes algorithmischen Kalküls ist, das die Simultaneität von Schreib- und Lesevorgängen, etwa in Instant-Messenger-Diensten, ins Visier nimmt, die bloße Zahl an Seitenaufrufen im WorldWideWeb, die gestischen Lesebewegungen mittels

18 Christian Benne, *Die Erfindung des Manuskripts*, Berlin: Suhrkamp 2012, S. 276.

19 Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, Berlin: Suhrkamp 2007, S. 17.

Mauszeiger oder Finger auf haptischen Screens, Mengen und Geschwindigkeiten in der Verwendung von Ebook-Readern undsofort.

In der Leseszene wird gelesen: Jemand liest einen Text und wird gelesen, etwa von einer algorithmischen Maschine. Lesevorgänge werden an den Schnittstellen oder gleich in der verwendeten Hardware und dann auch in der Software mitgelesen – das wäre dann die Sozialität von Bots –, ausgelesen für die Protokolle von Logdateien, die mitunter, wenn man sie nicht selbst liest oder überhaupt nur von ihnen weiß, dann von Herstellern u.a. gelesen werden, um aus dem Leseverhalten der Leser_innen dieses kontrollieren und optimieren zu können, hinsichtlich aller Rahmenbedingungen und Materialitäten der Leseszene, aber vielleicht auch in Bezug auf die verhandelten Szenen und Diskurse. Konsequenter wäre hier zur durchaus literarischen Darstellung eines Selbst eine Autobiographie in Logfiles.

Schon in der Schreibszenen gibt es keine Schaltparadigmen, nach denen Körper und Geräte, Sprache und Intention an- und ausgeschaltet würden. Vielmehr geht es um Übergänge, um eine Bewegung, die von den Unterscheidungen zwischen diesen, die Szene konstituierenden Instanzen weiß, aber sich immer in diesem Zwischen aufhält und verläuft und zerstreut, weil eben viele und vieles an der Szene beteiligt sind. Ganz gleich verhält es sich mit der Leseszenen, die mit dem Ensemble der Schreibszenen, bestehend aus Sprache, Instrumentalität und Geste, in eins fällt, aber, wie wir in Bezug auf die Konnotierbarkeit des Lesbaren gesehen haben, unter den Bedingungen der Digitalität sich davon auch vollständig lösen kann.

Die Leseszenen wird nicht inszeniert, nicht und nie vollständig. Sie geschieht, wenn gelesen wird, d.h. wenn die Szene des Lesens mit all ihren Zutaten in ihrer Inszeniertheit begriffen und reflektiert wird, wenn sie als soziales Ereignis statt hat. Die soziale Struktur der Leseszenen ist in ihre szenische Struktur eingeschrieben, in ihre Lesestruktur, die zudem auch aus Leseakten besteht (komplementär zu den sprechakt-ähnlichen Elementen der Schreibszenen), transitiv und intransitiv.

In der Szene überkreuzen sich Akteure, ihre Verhältnisse zueinander und zu anderen, weiteren Relationen, Zeiten, Mengen, Daten, Orte, Räume, Materialitäten, Rhythmen. In der und durch die Digitalität werden diese Kreuzungen quantifiziert- und damit berechenbar, was zu anderen und vermutlich größeren Mengen aller dieser Relationen führt. Sie können aber als Rechengrößen dematerialisiert oder in andere, schaltbare, also berechenbare Materialitäten überführt werden. Womit sich auch nicht nur die Zahl der Akteure ändert, sondern auch die Akteure selbst unendlich vervielfältigt werden können und schließlich selbst skalierbar sind.

Die digitale Leseszenen definiert ihre Sozialität damit durch das, was geteilt wird, also als permanenter kommunikativer Instant-Akt, der Bedeutsamkeit oder Relevanz allein in diesem Zwischenstadium erhält, in dem

zwischen transitivem und intransitivem Lesen (noch) nicht entschieden ist und dessen Dauer potentiell unendlich ist.

Die Lektüre soll etwas aufdecken, was die Schrift enthält und verbirgt. Das Aufdecken wird komplementär mit Auflösen, erhellen oder Erlösen. Offenlegen und Verbergen fallen in der Lektüre in eins. Sie bedingen einander. In der Szene – in der Schreib- wie in der Leseszene – werden Lesen und Schreiben sozial. Wir beobachten in diesen Szenen Kontexte, die zu Texten werden; Texte und Kotexte, die zu Kontexten werden; Texte und Kontexte, die sich wechselseitig enthalten.

Texte ohne Kontexte lesen zu wollen, heißt sie zu verlieren, sie also zu asozialisieren. Die Sozialität/das Soziale, von dem wir sprechen, ist notwendiger Bestandteil der Szenen. Jeder Text und Kontext nimmt das immer mit sich. Man kann, man muss das aber nicht verwechseln mit dem Sozialen, das diese Szenen sozusagen exterritorialisert und sie zu (weiteren) Rechengrößen medialer Funktionen macht.

Natürlich formieren Medienbedingungen, soziale, politische, ökonomische Bedingungen, wie eine Leseszene sich herstellt oder aber modelliert werden kann. Wenn wir aber dann davon ausgehen, dass etwa gemeinsames Lesen an einem Ort, im selben Raum, zur gleichen Zeit bestimmte Merkmale der Leseszene externalisiert und inkorporiert – denn das geschieht ja als grundlegende Bewegung simultan –, muss der Blick auf die Formen dieser In- und Exklusionsstrategien gerichtet werden. Dazu gehört dann, Muster und Konventionen der Geselligkeit im 18. Jahrhundert zu beschreiben und die Verweildauer von Nutzern einer Social-Reading-Plattform zu messen, Interaktionsstrategien in Kommentaren oder sprach- und daten-analytisch die kritischen Kommunikationsakte in online stattfindenden Rezensionsprozessen zu untersuchen.

In der Digitalität wird das soziale Lesen (und Schreiben) potenziert. Jede Lektüre multipliziert exponentiell weitere Lektüren, wie fragmentiert und inkohärent auch immer die jeweils ausfallen mögen. Entscheidend ist nur die Potentialität der Lesevorgänge, die sich abkoppelt von jeglicher Intentionalität. Wir gehen in dieser Bewegung dazu über, Werk- und Lektüreprozesse zu beobachten und alle anderen Einheiten, wie eben Intention, Sinn, Bedeutung etc. bestenfalls als deren Rückkopplungen zu sehen, eher noch als Versuche, diese Prozesse still zu stellen.

Um nun über soziales Lesen und Schreiben unter digitalen Bedingungen sprechen zu können – auch um es von einer Beschreibung des sogenannten «deep reading» abzugrenzen –, gilt es, das Modell der Leseszene und seine vielfältigen Repräsentationen mit Quantifizierungen, Chronifizierungen und Kollektivitäten zusammenzubringen. Kollektivitäten haben eben ihre Zeit: der Modus der Chronifizierung gliedert sich dabei nochmals in synchrone

Quantitäten und diachrone Insistenzen.²⁰ D.h. wir messen den Grad der Kollektivierung etwa im sogenannten Social Reading (die durchaus notwendige Unterscheidung von text- oder communityorientierten Formen mal außen vor gelassen) an der Verbreitung. Andererseits werden zu bestimmten Zeiten immer wieder bestimmte Texte und Lektüren dekollektiviert und damit auch dechronifiziert. Schwieriger und vielleicht gar nicht zu fassen sind Kollektivitäten von kürzerer und kürzester Dauer, da sich in der Regel in Bezug auf kommunikative Prozesse von Kollektivitäten nur post faktum reden lässt, was etwa bei einem Kommentarthread auf Facebook rasch dahin führt, den Begriff der Kollektivität als Prozessobjekt zu nehmen, dem immer nur relative Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft attestierbar sind.

In Bezug auf die Leseszene heißt Kollektivität, dass hier menschlichen und nichtmenschliche Akteure und Aktanten wiederholt interagieren. Jede Interaktion ist ein Kollektivierungsakt. Dabei handelt es sich nicht notwendig um Vereinnahmungen oder Ausschlüsse, sondern es reicht zunächst aus, von einem Netzwerk aus Interaktionen auszugehen. Als Kollektivität kann dann auch die Gesamtheit der Leseszenen in einem bestimmten zeitlichen und räumlichen Kontext verstanden werden. Wichtig erscheint mir in diesem Zusammenhang auch, dass dieser Kollektivität ein gewisses invasives Moment zu eigen ist. Wenn es sich nicht um eine klar abgegrenzte oder gar isolierte Gruppe von Akteuren handelt, tendieren solche Interaktionen – verstärkt durch Echtzeit-Rhythmen und optimiertes Schnittstellendesign, zur Eskalation.

3. Unendlicher Spaß

Textorientiertes Social Reading widmet seine gesamte Aufmerksamkeit einzelnen Stellen, Absätzen, Sätzen oder Wörtern. Die Lese- und Entzifferungsstrategie ähnelt dem Close Reading und bezieht damit eine Auffassung von Texten ein, die eher an der heiligen Schrift als an einem zunehmend fluiden Medium orientiert scheint. Während aber Close Reading Nähe nicht als Selbstzweck bestimmt, sondern Erkenntnisproduktion mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit betreibt, konstituiert textorientiertes Social Reading eher lokale, individuelle und interaktionsspezifische Sinnangebote. Diese Unterscheidung ist nicht notwendig qualitativ relevant, sondern markiert eher die Adressierung verschiedener Kontexte, wenn nicht sogar Diskursräume.

Die Bedeutung der Nähe nimmt allerdings in dem Maße ab, wie die Lektüre zum sozialen Prozess wird, also sich tatsächlich im Austausch konstituiert, um dann eine Summe zu formulieren, die mehr ist als ihre einzelnen Teile, und dann zu dem werden kann, was Franco Moretti «distant

20 Vgl. Daniel Falb, *Kollektivitäten*, Bielefeld: transcript 2015, S. 335.

reading»²¹ genannt hat.²² Dieser Typus sozialen Lesens kennt konkrete Arbeitszusammenhänge, funktioniert vermutlich in kleinen Gruppen, während der Subjekttypus die große Zahl braucht.

Die deutsche Übersetzung des Romans *Unendlicher Spaß* von David Foster Wallace durch Ulrich Blumenbach erschien 2009 im Verlag Kiepenheuer & Witsch mit einem Umfang von 1.538 Seiten. Das ist für ein Werk der Gegenwartsliteratur viel, aber auch nicht über die Maßen ungewöhnlich, vor allem wenn man diesen Umfang ins Verhältnis zu den Schmökern des Krimi- und vor allem Fantasy-Genres setzt. Bei *Unendlicher Spaß* kommt aber eine relative semiotische Dichte hinzu, die den Roman nicht nur wegen seines Umfangs von den Schnelldrehern des Buchmarkts abhebt.

Während der in den USA 1996 erschienene Roman dort längst als herausragendes Werk der zeitgenössischen Literatur kanonisiert war, sorgte im deutschsprachigen Raum vor allem Wallaces *Freitod* von 2008 für eine neue und ganz anders geartete Aufmerksamkeit, die das voluminöse Werk als schier überlebensgroß erscheinen ließ. Das kantige, dicke Buch wurde dekontextualisiert, aus der Werkchronologie gelöst und mit einer Vermächtnisaura aufgeladen, die zwar viel Plausibilität beanspruchen konnte, aber eben von der Notwendigkeit entbunden wurde, diese auch zu beweisen.

2008 – vor Wallaces *Freitod* (Anlass war eigentlich *Infinite Jest* zehn Jahre nach Erscheinen noch einmal neu zu lesen) – initiierte eine Gruppe von Wallace-Lesern *Infinite Summer*,²³ ein groß angelegtes Online-Leseprojekt, das beim an private und öffentliche Reading Rooms (auf Gemeindeebene, in der Schule, im Viertel, am College undsoweiter – und dann eben seit geraumer Zeit auch im Netz) gewöhnte amerikanische Publikum auf große Resonanz stieß. Jeder konnte sich beteiligen. Man musste sich einmalig mit einer gültigen Email-Adresse registrieren. Auffällig und bezeichnend war – und ist es noch bei ähnlichen Projekten, die seitdem stattgefunden haben oder stattfinden –, dass dieses zwar moderierte, aber eben offene Forum nahezu ausschließlich von Personen genutzt wurde, die unter ihrem Klarnamen auftraten: Ein Zeichen des Vertrauens in den Gegenstand Buch.

Die Initiatoren von *Infinite Summer* gaben einen Leseplan vor, der Zeiträume für bestimmte Kapitel oder Abschnitte definierte. Für jeden Planabschnitt wurden in dem nach einer Baumstruktur geordneten Forum Moderatoren bestimmt, die jedoch kaum mehr zu tun hatten, als den üblichen, automatisierten Spam abzuwehren, sich ansonsten aber der inhaltlichen Diskussion widmen konnten.

21 Moretti, Franco, «Conjectures on world literature», in: *New Left Review* 1 (Januar/Februar 2000), S. 54–68.

22 Schmundt, Hilmar: <http://derbleichekoenig.de/der-bleiche-koenig-in-seiner-landschaft-karten-als-kommentar/>, letzter Zugriff am 07.12.2016.

23 <http://infinitesummer.org>, letzter Zugriff am 07.12.2016.

«100 Tage unendlicher Spaß» hieß dann ein Projekt, das ich 2009 zusammen mit dem Verlag Kiepenheuer & Witsch initiierte. Für ein Wordpress-Blog, das kurz vor Veröffentlichung der deutschen Übersetzung durch Ulrich Blumenbach startete, wurden 25 deutsche Autorinnen und Autoren, Kritiker und Wissenschaftler eingeladen, also durchweg auf das literarische Feld hin professionalisierte Akteure, genau 100 Tage lang das Buch zu lesen und im Blog über ihre Lektüre zu schreiben. Die Form der Beiträge war vollkommen freigestellt, ebenso die Frequenz. Entsprechend vielfältig war das Ergebnis, das von einmaligen Beiträgen über ausführliche kritische Untersuchungen oder fotografische Dokumentationen hin zu konsequent täglichen Einträgen reichte. Sehr unterschiedlich war auch, wie die eingeladenen Autoren auf Kommentare von Lesern reagierten, die überwiegend keine professionellen Akteure waren. Denn das war natürlich, was den Unterschied zu vielen Blogs ausmachte, in denen vor allem von einem oder wenigen Autoren geschrieben wird.

Vom Start an griffen täglich über 10.000 Nutzer auf die Website zu und es wurde intensiv von der Kommentarfunktion Gebrauch gemacht. Bei dieser Menge hielten sich Spam und Kommentare, die wegen Diffamierungen, Beleidigungen etc. gefiltert werden mussten, in erstaunlich geringen Grenzen.

Statt dessen haben sich zu einzelnen Beiträgen – selten aber über einzelne Beiträge hinweg – teils sehr ausführliche Kommentar-Threads ergeben. Dabei muss man unterscheiden zwischen einzelnen Kommentaren, die sich explizit als Antwort auf den Beitrag des jeweiligen Autors verstehen, und solchen, die sich wiederum auf andere Kommentare beziehen und so ein konversationsähnliches Szenario erzeugen.

Der Kommentarfrequenz hat es zwar keinen Abbruch getan, kritisiert wurde aber dennoch – und zu Recht –, dass zwischen Eingeladenen und Lesern unterschieden, also eine Deprofessionalisierungsgrenze gezogen wurde. Das wurde von manchen Kommentatoren als Zwei-Klassengesellschaft empfunden. Sinnbildlich wird das schon bei einem Blick auf die Website: Erst kommt der Beitragstext, darunter dann die Kommentare. Eine deutliche Hierarchie. Kaum ein Content Management System, mit dem auf der ganzen Welt Websites betrieben werden, hat an dieser Hierarchie bislang etwas geändert. Bis man nach einem möglicherweise sehr ausführlichen Beitrag dann durch über zwanzig, manchmal ebenfalls sehr ausführliche Kommentare ans vertikale Ende der Seite gekommen ist, haben die scrollenden Finger einige Meter zurückgelegt.

Die Ausgangssituation für die Rezeption von Unendlicher Spaß im deutschsprachigen Raum war vollkommen anders gelagert als in den USA. Das Monumentale der deutschen Veröffentlichung, die Auratisierung, die sehr deutsche Sehnsucht nach dem Überbuch bestimmten die kommunikativen Erwartungen maßgeblich.

Die oben zitierte Monika Rinck antwortete hier auf den auratischen Imperativ ebenso praktisch wie radikal. Sie zerlegte den 1500seitigen Buchblock kunstgerecht und klebte sich anschließend handliche Portionen wieder zusammen, um eine noch ganz analoge, aber eben doch mobile Ausgabe in der Hand halten zu können.

Auf unendlicherspass.de dokumentierte sie ihr Vorgehen nicht nur, sondern präsentierte sogleich eine Anleitung zum Nachahmen.

4. All of this is true

Ein paar Jahre später habe ich mit meinem Kollegen Simon Roloff ein vierstündiges Seminar angeboten: ALL OF THIS IS TRUE. Von David Foster Wallace schreiben lernen. In den ersten beiden Stunden haben wir verschiedene Aspekte der Romane, Erzählungen und Essays thematisiert. Es ging um Selbstportraits, Details, Recherche, um Erzählstimme und Autofiktion, um Vorbilder und Fußnoten, um Aufrichtigkeit, Medien und Unterhaltungsgesellschaft, um Depression, um Grammatik und Logik, Poetik und am Ende gab es noch den Wallace Award für eine bestandene Klausur zu gewinnen. Bestanden hat allerdings niemand.

Im zweiten Teil wurde im Seminar gemeinsam geschrieben und zwar online auf der Plattform Authorea. Authorea wurde 2012 von ein paar Graduierten des MIT gegründet: Astrophysiker, Ingenieure, Informatiker, die eine Plattform suchten für wissenschaftliche Kollaboration, wie sie in den MINT-Fächern schon lange viel breiter üblich ist als in den sogenannten Geisteswissenschaften. Ihnen ging es um einen Online-Editor für das Schreiben, Lesen, Kommentieren und Publizieren von wissenschaftlichen Texten.

Während jeder gesamten vierstündigen Sitzung wurde Authorea überdies auch von jeweils zwei Protokollant_innen genutzt, eine Live-Chronik des Seminarverlaufs zu verfassen. Diese Protokolle wie vor allem die im je zweiten Sitzungsteil entstandenen literarischen Texte sollen auch noch als Buch veröffentlicht werden. Zustandegedkommen ist das noch nicht, weil alle Versuche bislang an dem schieren Umfang gescheitert sind. Denn wenn zwanzig Leute Woche für Woche ein Wintersemester lang sehr engagiert teils sehr umfangreiche Texte produzieren, kommt eine Menge zusammen, Lektorat und Satz vor große Aufgaben stellen.

Exzessive Detailbeschreibungen, Selbstinterviews, Anagramme oder appropriierte Steuerformulare: Die Studierenden haben alle nur denkbaren Textformen ausprobiert, um der jeweiligen Aufgabenstellung in irgendeiner Weise nachzukommen. Und sie haben außerdem nicht nur ihre eigenen Texte geschrieben, sondern einander auch noch kommentiert. Es war im

zweiten Teil der Sitzung leise im Seminarraum, während eigentlich zeitgleich ein unglaubliches Stimmengewirr herrschte.

Das erklärte Ziel des Seminars, von dem verstorbenen amerikanischen Schriftsteller, der selbst viele Jahre lang Creative Writing, literarisches Schreiben zu lernen, indem man seine Bücher liest, darüber diskutiert und sich dann auch noch auf die hanebüchenen Aufgabestellungen der Dozenten einzulassen, wurde mit den Texten der Studierenden mehr als erfüllt. In Bezug auf Social Reading und Writing ist die Bestandsaufnahme schon schwieriger. Denn mit starken Regeln einerseits und experimenteller Überspitzung andererseits hatte das Seminar vermutlich mehr Ähnlichkeiten mit den Fabrikationen aus der Oulipo-Werkstatt. Aber auch das hieße immer noch, dass mit kollaborativen Elementen aufgeheizte Verfahren des Lesens und Schreibens ihr Gelingen nicht in geglückter Kommunikation finden, sondern in dem Überschuss an ästhetischer und diskursiver Produktivität, der von keiner Konvention mehr einzufangen ist.

5. Social Book / Indigo

Im Wintersemester 2012/13 habe ich am Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim mit 25 Studierenden den Roman Indigo des jungen österreichischen Schriftstellers Clemens J. Setz gelesen. Auch das online. In einer geschlossenen Gruppe – zu der man also nur über Einladung Zutritt erhielt – auf der noch in der Beta-Phase befindlichen, von Bob Stein mitentwickelten Plattform SocialBook haben wir gelesen und kommentiert. Während des Semesters sind über 2000 Kommentare entstanden.

Viele Kommentare beziehen sich auf Wörter, Sätze oder Abschnitte, bewerten oder erklären oder fragen. Ein großer Teil der Kommentare – und genau hier nahm der soziale Prozess des Lesens Fahrt auf – bezog sich dann aber wieder auf andere Kommentare, so dass sich der Romantext bald wie ein vielstimmiges Palimpsest ausnahm. Dabei handelte es sich nicht nur um Textkommentare, sondern oft auch um Links, um Bilder oder Videos, die in die Kommentare eingefügt wurden.

Am Ende des Semesters haben wir dann versucht, das soziale Lesen aus dem Netz zurück in die analoge Welt zu holen. Bei einer Veranstaltung in der Hildesheimer Bischofsmühle hat nun Clemens Setz ein Kapitel aus seinem Roman gelesen. Hinter ihm an die Wand wurde der Screen mit SocialBook projiziert. Jedes Mal, wenn ein Kommentar im Text markiert war, wurde Setz durch ein akustisches Signal unterbrochen, der Kommentar wurde von den im Saal verteilten studentischen Kommentatoren gesprochen, Bilder wurden gezeigt oder Videos wurden eingespielt. Im Verlauf des Abends begann dann der Autor, der bei SocialBook nur passiv mitgelesen

hatte, auf die Kommentare zu antworten und seinen eigenen Text selbst zu kommentieren. Und all das sehr schnell, sehr unterhaltsam – die Grenzen zwischen Lesung und kollektiver Performance, Slam, Lesezirkel und Party waren kaum mehr auszumachen.

Die Produktivität dieses Austauschs zeigt zum einen, welche Potenziale eine Verknüpfung professioneller und deprofessionalisierter Literaturkommunikation für den kritischen Diskurs bereithält, zum anderen aber auch ein ganz neues Aufgabenfeld etwa für die Inszenierung eben dieses Diskurses. Damit ein solcher Austausch im Sinne einer allgemeinen und zugleich auch je individuellen Sinnproduktivität gelingt, bedarf es sorgfältiger Planung und Inszenierung. Die Funktion der hierarchisierenden Kategorisierung tritt mit einer professionellen Kuratierung zugunsten einer Vervielfachung der Anschlussmöglichkeiten zurück.

Das hat nicht zuletzt auch mit dem schon angedeuteten simplen, aber ungemein wirksamen Eingriff in die Seitenarchitektur des Online-Kommentierens zu tun, die Bob Stein vorgenommen und die die weitere Entwicklung eines textorientierten Social Reading maßgeblich bestimmt hat. Während noch in Blogs, wie unendlichschpass.de letztlich eines war, oder auch auf allen nur denkbaren Newsseiten Kommentare immer unter dem Text folgen, hat sie Bob Stein zu Marginalien am Rand gemacht. Autor_innen und Kommentator_innen begegnen sich nun auf Augenhöhe.

6. Lectory

Die deutsche Weiterentwicklung dieser Software heißt Lectory. Sie setzen wir jetzt auf einer eigenen Serverinstanz für die gesamte Universität Hildesheim ein. Unter dem Label «Wissen neu organisieren: Social Reading and Writing» läuft nun eine zunächst auf drei Jahre angelegte Probephase.

Die Idee lautet schlicht: Eine Gruppe von Lehrenden und Studierenden liest – online – gemeinsam ein Buch oder einen Text und tauscht ihre Anmerkungen und Kommentare aus. Das ist zunächst die Grundidee von Social Reading im akademischen Kontext. Die Studierenden (und Lehrenden) lesen in geschlossenen, geschützten Gruppen gemeinsam. Sie diskutieren, verknüpfen die eigenen Beobachtungen mit denen der anderen, erschließen sich gemeinsam den Text. Die Lehrenden leiten die Diskussion, stellen Aufgaben, die direkt im Text verortet werden können und nehmen den Diskussionsstand in der nächsten Sitzung mit in die Lehrveranstaltung. Aus dem Buch wird eine Lerncommunity, die die Studierenden unterstützt und motiviert.

Die Studierenden diskutieren untereinander und mit den Lehrenden den Text. Aufgaben stehen gleich an der Stelle im Text, auf die sie sich beziehen. Die generationell etablierte Kommunikationsform des «Chats» motiviert Studierende, sich zu beteiligen und damit den Text auch zu lesen.

Zurückhaltende Menschen haben hier ihren geschützten Auftritt. Beteiligungsschwellen werden gesenkt. Lehrende wiederum können die Kommentare einzelner Studierender verfolgen und auf diese Weise den Prozess der Informationsgewinnung lenken und vor allem mit den Studierenden in Dialog treten. Sie wissen vor der Unterrichtseinheit, was die Fragen der Lernenden sind und können sich auf diese Weise gezielter vorbereiten.

Es werden neue Methoden des gemeinsamen Lernens und der kollaborativen Erschließung von Wissen im Rahmen der akademischen Lehre erprobt. Die Ergebnisse des Projekts werden wissenschaftlich dokumentiert, um über eine angestrebte Verstetigung des Einsatzes der Software zu entscheiden und mögliche Empfehlungen für das Kultusministerium und die niedersächsischen Schulen und Universitäten zu veröffentlichen.

Insbesondere die Möglichkeiten für den Unterricht an Schulen und die entsprechende Ausbildung von zukünftigen Lehrerinnen und Lehrern im Umgang mit Methoden digitalen Lernens stehen im Fokus. Es geht darum, übertragbare Konzepte für den systematischen Einsatz digital-gestützten gemeinsamen Lernens und Arbeitens an der Universität, in der Lehrer_innenausbildung und in der Schule zu entwickeln und zu erproben.

Das Projekt soll während der Laufzeit von Bildungsforschern durch Fragebogenauswertung wissenschaftlich evaluiert werden, um Erkenntnisse über die Auswirkung auf den allgemeinen Seminarbetrieb und den didaktischen Gewinn bei Lehrenden und Lernenden zu erhalten. Ziel dieses Projektanteils ist die Gewinnung einer Datenbasis, die das Potenzial von Social Reading nicht nur für die Universität Hildesheim nachweist, sondern auch etwaige Folgeanträge und Publikationen mit Empfehlungen für Schulen und andere Universitäten unterfüttert.

Die durch die Universitätsbibliothek (UB) als E-Book verfügbaren Titel können direkt für eine Lehrveranstaltung bereitgestellt und auch mit LSF und Learnweb verknüpft werden. Die von der UB lizenzierte Plattform steht allen Studierenden und Lehrenden der Universität exklusiv zur Verfügung. Um sich zu registrieren, bedarf es lediglich einer Uni-Mail-Adresse.

Mittel- und langfristig soll das Projekt der gesamten Universität von Nutzen sein: alle Studierenden und Lehrenden machen davon Gebrauch. Das gilt für kleine Gruppen wie auch in größeren Kontexten. Dieses Prinzip ergibt sich aus der Praxis: Das System ermöglicht mikrologische Lektüren, in denen über kleine Texteinheiten diskutiert wird, ebenso wie Debatten zu größeren oder globalen Texteinheiten. Jede Textinstanz in Lectory besteht immer aus diesen zwei Strängen: eine Kommentarebene, die sich direkt auf bestimmte Textstellen bezieht, sowie eine allgemeine Ebene, die sich dem Text als Ganzen widmet. Mit dieser Struktur können Lektüren entsprechend auch für Aufgaben eingerichtet werden, die etwa in Stufen aufein-

ander aufbauen und die Erschließung komplexer Texte und Sachverhalte zum Ziel haben.

Das Projekt kann für die gesamte Universität eine integrierende Funktion haben und die Methoden des Lernens und Lehrens im Zuge der digitalen Transformation erheblich bereichern. Die Ausbildung von zukünftigen Lehrer_innen an der Universität Hildesheim wird um eine innovative und zukunftssträchtige Komponente erweitert. Überdies kann die Universität mit einem solchen Projekt echtes Neuland betreten, da es mit Ausnahme eines gerade in Bayern startenden Projekts «Digitale Schule» in Deutschland noch keine systematische Erprobung von Social Reading im Bildungsbereich gibt.

7. Rez@Kultur

Kultureller Bildung wird nicht nur eine zentrale Bedeutung für die Entwicklung von Subjekten, sondern auch für die Gestaltung der Gesellschaft und der Teilhabe an ihr zugeschrieben. Gleichzeitig erfordert die Digitalisierung kritische Praxis und Diskursfähigkeit für eine partizipative Mitgestaltung einer Gesellschaft und bietet zugleich neue Formen der Auseinandersetzung mit kulturellen und ästhetischen Praktiken und Ausdrucksmöglichkeiten und deren (Selbst-)Aneignung. Vor diesem Hintergrund stellen sich Fragen zur zukünftigen Rolle und zu veränderten Prozessen Kultureller Bildung und ihrer Transformation durch die Digitalisierung, auf die es im Rahmen wissenschaftlicher Studien zu reagieren gilt.

Dass die digitale Transformation auch Kulturelle Bildung sowie den Bildungsbereich allgemein beeinflusst und herausfordert, kann in Wissenschaft und Medien als Allgemeinplatz gelten. Bislang bestehen jedoch nur wenige Anstrengungen, methodisch fundiert und grundlegend die Frage zu beantworten, in welcher Form sich kulturelle Bildungsprozesse im Kontext von Digitalisierung konkret verändern, da zumeist die empirische Datenbasis fehlt, um zu wissenschaftlich abgesicherten Hypothesen zu gelangen.

Das Forschungsprojekt an der Universität Hildesheim, an dem Wissenschaftler aus der Literaturwissenschaft, Kulturpolitik, Computerlinguistik und Wirtschaftsinformatik beteiligt sind, Rez@Kultur, gefördert vom BMBF, zielt darauf ab, durch eine empirisch gestützte Analyse einen Beitrag zur Schließung der skizzierten Lücke und zum Feld Kultureller Bildung zu leisten. In diesem treffen kulturelle Praxis und ihre Rezeption aufeinander, was sich insbesondere in Rezensionen kultureller Artefakte manifestiert: Das Projekt erforscht am Beispiel der Prozesse kritischer Rezeptionen kultureller Praxis und der kreativen Produktion von Rezensionen im digitalen Raum Mechanismen und Auswirkungen der digitalen Transformation auf

(Prozesse) Kulturelle/r Bildung. Rezensionen kultureller Artefakte stellen vor diesem Hintergrund eine Form produktiver und kreativer Auseinandersetzung mit den Künsten dar, die auf aktiver Rezeption basieren. Als erkenntnisbringende Datenquellen eignen sich digitale Artikulationen im Rahmen einer empirischen und differenzierten Erforschung hierdurch in besonderer Weise für die Untersuchung von Bildungsprozessen. Hierzu werden anhand eines gemischtmethodischen Ansatzes, der auf quantitativen und qualitativen sozialwissenschaftlichen Methoden beruht, sowohl Massendaten als auch gezielt erhobene Einzelfalluntersuchungen zu Rezensionsprozessen im Internet erhoben. Die so generierte empirische Forschungsdatenbasis wird zur Analyse der Kommunikationsprozesse und digitalisierter Rezensionen kultureller Artefakte der Literatur und Bildenden Kunst auf ausgewählten relevanten Online-Plattformen genutzt. Für beide Kunstsparten haben sich in den letzten Jahren Portale im Internet gebildet, die zugehörige Artefakte nicht nur verfügbar machen bzw. repräsentieren, sondern vor allem auch Plattformen für deren Kommentierung, Bewertung und sogar für deren partizipative Weiterentwicklung (Co-Creation) bereitstellen. Erforscht werden sowohl verschiedene Social-Reading-Plattformen, Community-basierte Plattformen wie Goodreads oder Lovelybooks, als auch eher textorientierte wie Sobooks, Mojoreads oder Lactory.

Im Zentrum des Forschungsvorhabens stehen somit die sich durch die Digitalisierung wandelnde kommunikative Praxis in Bezug auf diese kulturellen Artefakte am Beispiel von Rezensionensprozessen, die auf der produktiven Rezeption kultureller und ästhetischer Artefakte basieren, sowie die Beschäftigung mit den Prozessen ihrer Entstehung und Auswirkungen für die Nutzenden von Online-Plattformen im Hinblick auf die Entwicklung einer kritischen Kompetenz. Diese wird als Fähigkeit von Subjekten verstanden, in den partikularen Prozessen digitaler Kommunikation Kriterien für den Kontext und die Relevanz kultureller Phänomene und Praxis zu gewinnen. Basis hierfür ist die These, dass Kritik und die dafür notwendige Kritikfähigkeit eine grundlegende Voraussetzung zur Teilhabe an kultureller Praxis bilden. Nur wer die Fähigkeit erwirbt, Beurteilungskriterien für kulturelle Artefakte zu entwickeln, auszuwählen und anzuwenden, kann am Prozess Kultureller Bildung teilhaben und für die eigene und die Orientierung anderer sorgen. Inwieweit und unter welchen Bedingungen dies im Rahmen von Selbstaneignungen und kulturellen Bildungsprozessen geschieht, wird im Vorhaben untersucht.

Um also einen Begriff von sozialem Lesen und Schreiben unter den Bedingungen der digitalen Transformation zu bekommen, wird deren Quantifizierungsperspektive nicht mehr nur an herkömmlichen Deutungsmustern orientiert und damit dann eine weitere Verlustgeschichte erzählt,

sondern sozusagen beim Wort genommen, um Schlüsse aus dem ziehen zu können, was tatsächlich zählbar ist. Nicht diese Leseszene wird damit berechenbar, sondern die Dynamik der Digitalisierung objektivierbar.

Dr. Guido Graf ist Senior Researcher am Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Stiftung Universität Hildesheim.

Dieses Buch stellt gleichsam die Ernte der einjährigen universitätsweiten Auseinandersetzung mit dem Buch «Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation» von Michel Serres dar. Auslöser war der Gewinn des Wettbewerbs «Eine Uni – ein Buch», der vom Stifterverband und der Klaus Tschira Stiftung in Kooperation mit DIE ZEIT ausgeschrieben worden ist.

Nach einer kurzen Einführung in den Wettbewerbsbeitrag der Stiftung Universität Hildesheim erfolgen Überlegungen über Sprache und Literatur im digitalen Zeitalter sowie zwei ausführliche Auseinandersetzungen aus soziologischer und politikwissenschaftlicher Perspektive mit dem Buch des französischen Philosophen über die kleinen Däumlinge. Großen Raum nehmen sodann die mannigfaltigen Antworten von Studierenden, Lehrenden und Mitarbeiter_innen im Rahmen von Einzelinterviews zu den drei Leitfragen ein: 1. Was verstehen wir unter Wissen? 2. Wie ist unsere digitale Wahrnehmung? 3. Wie tickt unsere Zeit? Ergänzt werden diese Stimmen durch den Abdruck verschiedener Screenshots aus den digitalen Lesegruppen und Leseforen. Ein Essay über soziales Lesen und Schreiben unter den Bedingungen der digitalen Transformation rundet diesen Band ab.

ISBN 978-3-96424-000-2

